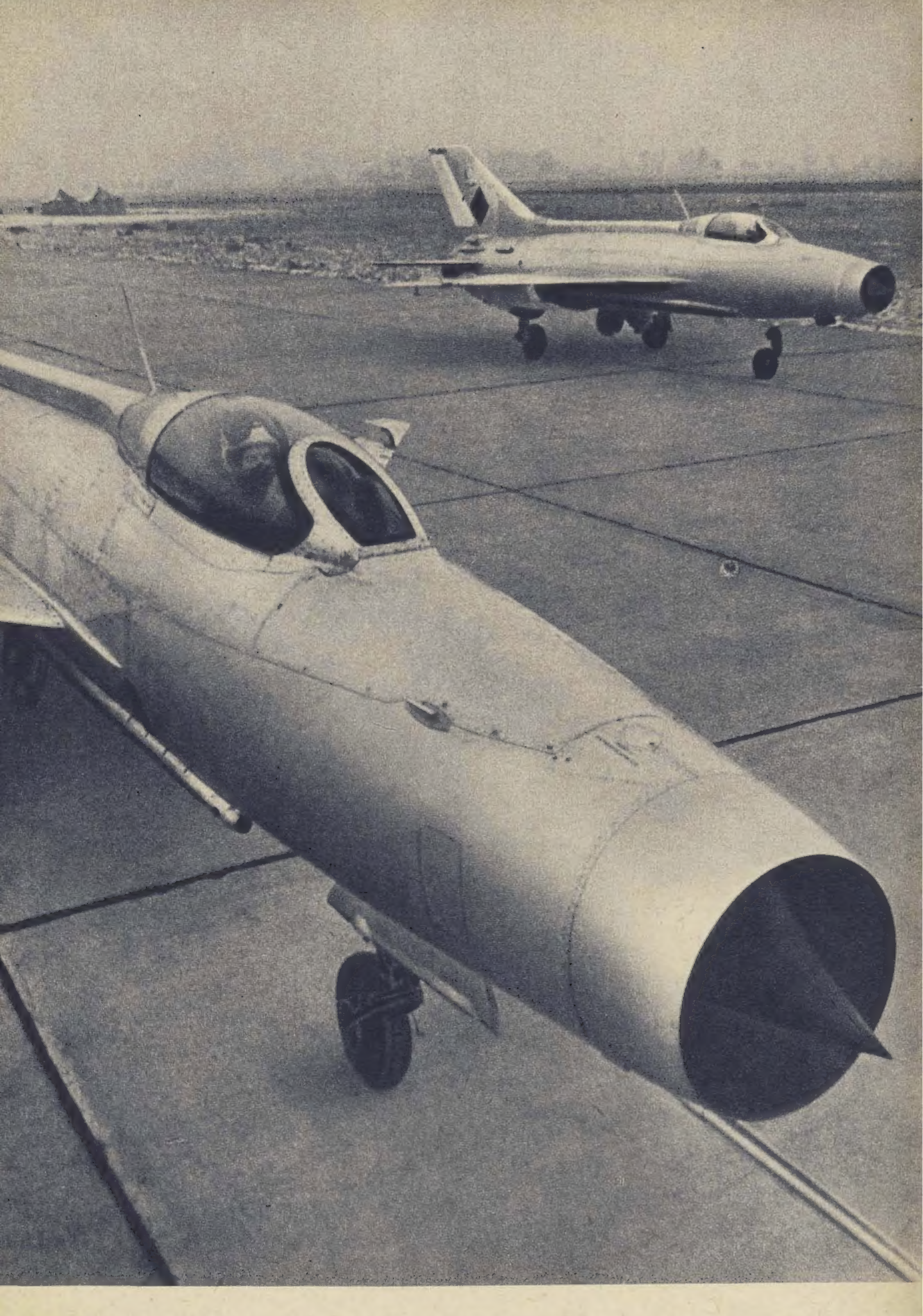
ARMEE Rundschau



Magazin des Soldaten

HEFT 4 • APRIL 1966 • PREIS MDN 1,–



Hart und entbehrungsreich ist der Dienst an der Grenze, ein Kollektiv von Soldaten fordernd, in dem sich einer auf den anderen verlassen kann.

Gehen wir mal neue Wege bei der Entwicklung des Kollektivs, sagte sich Leutnant Hans-Joachim Jacobs, Politstellvertreter in der Grenzkompanie Schubert, und guckte ein wenig bei seinem großen „Kollegen" Hans-Georg Ponesky ab. Gemeinsam mit Leutnant Kliem bereitete er einen bunten Abend für den Zug Siegling vor. Was keiner wußte, sie schrieben eine Menge Briefe, Briefe an die Frauen und Bräute: „... laden wir Sie herzlich ein. Wir bitten Sie aber, Ihrem Mann nichts davon zu schreiben, es soll eine Überraschung werden." Die Frauen waren Feuer und Flamme. Ich durfte einen Blick in ihre Antwortbriefe werfen: „Ein schöneres Geschenk können Sie uns gar nicht machen, zumal ich am 6. Februar Geburtstag habe und mein Mann nicht bei uns sein könnte."

„Ich bin natürlich mit von der Partie. Verschwiegenheit ist ja selbstverständlich... Ich freue mich schon auf die großen Augen meines Klaus."

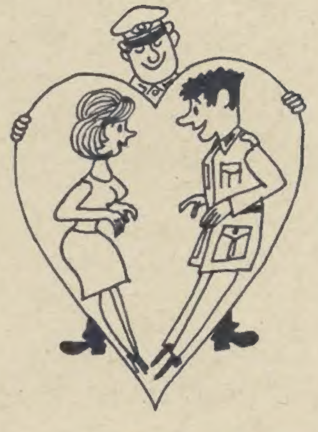
Und nun sitzen sie, 11 Frauen, am 5. Februar erwartungsvoll im Jugendklubhaus in Meiningen. 18.30 Uhr sollen die Männer kommen. Aber die Zeit schleicht. Immer wieder Blicke zur Uhr, tiefe Seufzer, die die Aufregung und Erwartung verraten. Aber auch die Initiatoren der Verschwörung können ihre Unruhe kaum verbergen. Endlich ist es so weit. Die Soldaten werden in den dunklen Raum geführt.

„Sie wissen, wir haben zu unserem Abend auch Gäste eingeladen, wählen sie sich bitte ihre Tischdame aus!"

Das Licht flammt wieder auf — es dauert noch einige Sekunden, bis die Genossen begreifen, wer ihre Gäste sind. Nach der — je nach Temperament — stürmischen, innigen oder auch sachlichen Begrüßung setzt lautes Hallo ein: „Da haben Sie sich ja was einfallen lassen, Genosse Leutnant!" — „Das kann doch nicht wahr sein!" — „Das ist ja ein regelrechtes Komplott!" — „Und wir haben nichts davon gemerkt!" Der Leutnant lächelt zufrieden. Nur der Gefreite Herdegen schaut etwas enttäuscht drein. Seine Anita ist nicht dabei. „Ihre Frau hat leider abgesagt, aber gehen Sie rüber zum „Sächsischen Hof", sie wird um 18.45 Uhr aus Plauen anrufen!" Der Gefreite flitzt los. Nach einer Viertelstunde ist er wieder da, nicht ahnend, daß seine Frau von hier aus telefonierte und nun auf ihren Dieter wartet. Mit seinen Gedanken noch zu Hause bei seinen Lieben begrüßt er die Frauen seiner Kameraden, drückt seiner eigenen Frau die Hand — und erst jetzt...

Aber alles weiß auch Leutnant Jacobs nicht. Nach dem Motto „Wie du uns — so wir dir" hat Unteroffizier Mohrig — er und Zugführer Siegling waren in die Aktion eingeweiht — die Braut des Politstellvertreters ebenfalls heimlich eingeladen und präsentiert sie ihm jetzt. Dessen „Schrecksekunde" ist kurz — bei der temperamentvollen Begrüßung geht beinahe die Brille zu Bruch. Daß es ein wunderbarer Abend wurde, braucht man wohl nicht besonders zu betonen.

Günther Wirth



Vignette: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

POSTSACK

Besseres Verständnis

Ich lese die AR seit zwei Jahren. Und ich muß sagen, daß ich es Ihrer Zeitschrift zu verdanken habe, daß ich militärische Probleme jetzt viel besser verstehe.
Heinz Blumenstein, Merseburg

Dunkel um Leuchtspurmunition

Seit wann gibt es Leuchtspurmunition und wie entsteht die Leuchtspur?
Lothar Schomburg, Großbadegast

Leuchtspurmunition kam erstmals 1917 auf deutscher Seite zum Einsatz. Die Leuchtspur wird durch einen Leuchtsatz im Geschoßboden erzeugt, der nach dem Brechen des Schusses entzündet wird.

Schön war's doch

Mein Mann und ich waren insgesamt 14 Jahre (er acht, ich sechs Jahre) bei den bewaffneten Kräften. 1956 leisteten wir den feierlichen Eid bei der Übernahme in die Nationale Volksarmee. Noch gern denken wir an diese Zeit zurück, auch wenn es nicht nur angenehme Stunden waren.
Ruth Menzel, Niesky

Krankengeld

Gesetzt den Fall, ich werde binnen dreizehn Wochen nach der Entlassung krank. Wird mein Krankengeld da nach dem Wehrsold berechnet?
Obermatrose Braun, Stralsund

Nein. Die für die Festsetzung des Krankengeldes erforderliche Berechnung des Durchschnittsverdienstes geschieht auf der Basis des Netto-Durchschnittsverdienstes vor der Einberufung.

Gezeigt – wie

Die ersten Tage des Soldatenlebens waren hart. Ich kam mit vielem nicht zurecht, besonders nicht mit dem Einnähen der Kragenbinde. Sie hatte immer Schlangenlinie. Erst glaubte ich, der Unteroffizier würde schimpfen. Doch nein, er nahm sich meine Jacke, ließ sich Nadel und Faden geben und führte mir geduldig vor, wie sie „paßgerecht" eingenäht wird. Mir fiel ein Stein vom Herzen.
Soldat Moosbach, Prora





Wehrersatzdienst

Was zählt eigentlich als Wehrersatzdienst? Renate Menger, Demmin

Dazu gehören der Dienst im Ministerium für Staatssicherheit, in der Bereitschaftspolizei sowie in den Einsatzkompanien der Abschnitte der Transportpolizei.

Imponierend ...

Die Zahlen der „Soldaten mit Vertrauen und Verantwortung" (Heft 1, Seite 29) haben mir imponiert. Sie zeigen, daß der Soldat in unserer Armee nicht rechtlos ist. Denken ist auch hier die erste Bürgerpflicht. Wo anders als in einer sozialistischen Armee gibt es das, kann es solch eine moralische Einheit zwischen Führung und Soldat geben? Diese aktuelle Umfrage war ein Glanzstück. Nur weiter so!
Hermann Baduweit, Eisleben

... und resignierend

Nach der Ankündigung hatte ich im Januarheft eine nette, geistvolle Plauderei in der aktuellen Umfrage erwartet. Was kam, war platte Agitation. Uwe Kramer, Berlin

Verpflegungsgeld

Wenn der Soldat Urlaub hat – muß er sich da aus eigener Tasche verpflegen?
Wolfgang Pietsch, Oberhof

Da der Soldat während des Urlaubs nicht an der Truppenverpflegung teilnimmt, bekommt er das Verpflegungsgeld (Grundnorm 3,75 MDN am Tag) in bar ausgezahlt.

Der Friede verlangt die Tat

Ich bin stolz und dankbar, daß ich als gläubiger Christ gemeinsam mit allen Bürgern unserer Republik der Menschlichkeit, der Völkerfreundschaft und dem Frieden dienen kann. Sie als Angehörige der Nationalen Volksarmee schützen unseren Aufbau sowie die Grenzen des Staates – unseres Staates, an dessen Blühen und Gedeihen auch wir Christen erheblichen Anteil haben. Dafür sei Euch Dank ausgesprochen. Entsprechend der Mahnun-

gen und Weisungen unserer Päpste Joh. XXIII sowie Paul VI. fühle ich mich zur Aktion gerufen. Ich werde mich niemals mit der bloßen Haltung eines Beobachters zufrieden geben, denn der Friede verlangt die Tat.

Franz Wlach, Sebnitz

Sonderurlaub werktags

Für gute Ergebnisse beim Gefechtsschießen wurde ich mit Sonderurlaub belobigt. Jetzt will ich ihn nehmen. Werden dabei Sonn- und Feiertage angerechnet?

Gefreiter Leonhardt, Schwerin

Nach Ziffer 26 (1) der DV 10/14 werden Sonn- und Feiertage sowie auch dienstfreie Tage in diesem Fall nicht angerechnet.

Soviel Lob auf einmal?

Schon lange lesen meine Frau und ich die AR. Dieses Soldatenmagazin ist viel besser, lehrreicher, interessanter und attraktiver als alle vergleichbaren Publikationen.

Klaus Jürgens, Struppen

Und was tragen die Bausoldaten?

Im Herbst 1964 wurden doch die Baueinheiten aufgestellt. Woran erkennt man die Soldaten?

Christine Ebert, Potsdam

Die Bausoldaten tragen eine steingraue Uniform, die Waffenfarbe Oliv und auf den Schulterklappen einen Spaten.

Hilfsbereite Hände

Den offenen Ohren und hilfsbereiten Händen der Einheit Töpper haben wir es zu verdanken, daß wir in unserer GST-Kreisorganisation die technische Jahresüberprüfung aller Kfz. mit guten Ergebnissen abschließen konnten.

Joachim Schossow, Pasewalk

Blick ins Arbeitsgesetzbuch

Im Frühjahr werde ich entlassen. Wenn ich sofort wieder arbeiten gehe, kriege ich da vollen Jahresurlaub im Betrieb?

Flieger Iden, Cottbus

Grundlage für die Urlaubsberechnung in der Wirtschaft ist der § 83 des Gesetzbuches der Arbeit. Dort heißt es: „Werktätige, die nur während eines Teiles des Urlaubsjahres arbeiten, erhalten entsprechend der Dauer der Tätigkeit Anteilurlaub." Das trifft demzufolge auch für Sie zu.



Vignetten: Klaus Arndt



Nicht vergessen

Als ich vor einiger Zeit ins Krankenhaus mußte, kam ich mir zuerst sehr verlassen vor. Meine Familie war 450 km weit weg und konnte mich nicht besuchen. Dafür sorgten meine Kameraden für mich. Sie hatten Geld gesammelt und überreichten mir bei einem Besuch leckere Sachen. Doch nicht die Gaben, vor allem der Gedanke, nicht vergessen zu sein, hat mich stark beeindruckt. Es war ein echter Kameradschaftsbeweis.

Funker Hinze, z. Z. Stralsund

Dienstort nach Wunsch?

Kann ich mir bei der Musterung den Dienstort aussuchen, wo ich hin möchte?

Jochen König, Lübbenau

Stellen Sie sich vor, alle wollten nur nach Leipzig, Dresden oder Berlin. Wer sollte da eine abgelegene, aber für die Luftverteidigung äußerst wichtige Funkmeßstation besetzen oder eine einsame Küstenbeobachtungsstation oder einen Mot.-Schützen-Truppenteil im Norden der DDR? Schon aus diesen Gründen gibt es keinen Dienstort nach Wunsch.

Freund verlorengegangen

Liebe AR, hilf mir bitte, meinen Freund Peter-Uwe Dönitzsch wiederzufinden. Er ist Kanonier und soll mir schreiben.

Obermaat Nitzsche, Rostock

Nutzlast 4200 kp

Können Sie einige Angaben über den G-5-Tankwagen machen?

Karl Ebert, Ebersbach

Hier die wichtigsten Daten: Masse (unbeladen) 8800 kg; Nutzlast 4200 kp; Anhängelast 8000 kp (Straße) und 4600 kp (Gelände); Länge 7550 mm; Breite 2500 mm; Höhe 2980 mm; Bodenfreiheit 235 mm; maximale Geschwindigkeit 60 km h; Steigfähigkeit 42,5%.

Reservistengruß

Zum 10. Jahrestag der Nationalen Volksarmee noch nachträglich herzliche Grüße an Hauptmann Dahlke und seine Batterie.

Unteroffizier d. R. Sebrantke, Zossen

„AR" fragt für alle Leser: Wie haben Sie die Vereinigung von KPD und SPD vor zwanzig Jahren erlebt?



Oberst Richter antwortet

Als die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien am 7. April 1946 in meiner Heimat in Sachsen vollzogen wurde, hatte ich meinen Platz im hinteren Saaldrittel des „Kurhauses Bühlau" – bei Dresden. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, plötzlich fanden wir Delegierten uns auf den Stühlen stehend – rufend, klatschend, jubelnd! Das war, als der Beschluß über die Verschmelzung der beiden Sächsischen Parteiorganisationen verkündet wurde.

Wahrhaftig eine große Stunde!

Und doch bekenne ich rückschauend: Das ganze, große Ausmaß des Triumphes der Vereinigung ist weder mir noch vielen anderen Genossen dieses Vereinigungskongresses gleich völlig klar gewesen.

Eigentlich begann bei mir die Einheit der Arbeiterparteien schon 1934 im Gefängnis Bautzen. Links und rechts neben mir jungem Dachs von 23 Jahren saßen zwei ältere, erfahrene Funktionäre: der Kommunist und heutige Parteiveteran in Döbeln, Richard Zieger, und der Sozialdemokrat und das heutige Mitglied der zentralen Parteikontrollkommission, Kurt Haußmann. Wir hungerten und schindeten uns zusammen und versuchten, uns klar zu diskutieren. Die Freiheit, die Arbeitermacht und eine einheitliche marxistische Partei erschienen unerreichbar. Revolution in Deutschland? Welche Utopie!

Später, nach dem Tage Null im Jahre 1945, war ich dann gleichzeitig Funktionär meiner Wohngruppe, meiner Betriebsgruppe und des Aktionsausschusses zur Vorbereitung der einheitlichen Arbeiterpartei. Auch jetzt hungerten und schindeten wir uns wieder zusammen. Die Freiheit war wirklich, der Faschismus zerschlagen, wenigstens sein Machtapparat, aber nichts erinnerte an das faszinierende Bild einer revolutionären Umwälzung in Deutschland, wie wir es uns vorgestellt hatten.

Das erste Parteilokal war eine alte Kriegsgefangenenbaracke, zwar mit Kanonenofen, aber ohne Kohlen. Die erste Arbeitermacht residierte mit ihren „Ämtern" in den Bankreihen der Schule Melanchthonstraße in Dresden, die erste waffenlose Polizeimacht im alten Hansa-Hotel. Noch ging ein Teil der Nerven drauf, Eigensinn, Mißtrauen, Sektierertum und Verrat zu überwinden. Noch fehlte uns oft die Fähigkeit, den spontanen Eifer ehrlicher Antifaschisten von der Gerissenheit Persilschein sammelnder brauner Roßtäuscher zu unterscheiden und mit der Notwendigkeit der paritätischen Besetzung* aller Führungsfunktionen fertig zu werden.

Aber gleichzeitig wurden die Jahre der Errichtung der antifaschistisch-demokratischen Ordnung zu den großen Tagen der revolutionären Umwälzung unserer Zeit.

* alle leitenden Parteifunktionen wurden in den ersten Jahren nach der Vereinigung grundsätzlich in gleicher Anzahl von ehemaligen KPD- und SPD-Mitgliedern besetzt.

Maidemonstration durch das zerstörte Dresden. Erster von links in der 1. Reihe: Genosse Richter ▼



An einem 7. Juli, 1945, schlug ich stolz meinen ersten Aktendeckel über eine selbst gefertigte „Aktennotiz" zu. Der heutige Generalleutnant Kunath saß im Nebenzimmer und tat das gleiche. Begann so das „Machtergreifen"? Wochen später hörte ich auf den Namen „Benzin-Richter", weil ich die erste Friedens- und Bodenreformernte in Sachsen mit Treibstoff sicherzustellen hatte. Das lag mir schon mehr. Anschließend half ich bei der Enteignung der Nazi- und Kriegsverbrecher und arbeitete unter der Leitung des Genossen Dr. Kurt Fischer bei der Entnazifizierung im Lande Sachsen mit. Das waren echte Aufgaben, wie sie im Aufruf der KPD vom 11. Juni 1945 als unerläßlich zur Erfüllung der Forderungen des Potsdamer Abkommens, der bürgerlich-demokratischen und schließlich der sozialistischen Revolution in Deutschland gefordert wurden.

Das waren unsere „Barrikaden" und „Bastillen", unsere „Festungen" und unser „Winterpalais", die wir zu stürmen hatten. Im Großen heroisch, in der Praxis allerdings sehr prosaisch. Hierbei entwickelte und bewährte sich zunehmend die Kampfgemeinschaft, die sich ab 21. April 1946 Sozialistische Einheitspartei Deutschlands nannte und im Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien die führende Rolle verkörperte.

Die Gründung der Republik erlebte ich als Parteihochschüler. Im Studium des Marxismus-Leninismus fand ich die Bestätigung, welche gewaltige Kraft eine einheitlich organisierte und handelnde marxistische Partei für die Arbeiterklasse ist.

Hier wurde mir auch klar, welche Konsequenzen in dem Leninschen Wort stecken, wonach die herrschende Klasse, das Proletariat, wenn sie wirklich herrschen will, dies auch durch ihre Militärorganisation beweisen muß.

Die Einheit der Arbeiterklasse, das war die Voraussetzung für die Macht, aber die Macht selbst braucht ihre Soldaten. So wurden die ersten bewaffneten Kräfte aufgebaut, um diese Arbeiter-und-Bauern-Macht zu schützen.

Als ich in den frühen Morgenstunden des 13. August 1961 den Auftrag erhielt, gewissermaßen als Lotse auf einem der ersten SPW den Riegel gegen einen drohenden Anschlag der westdeutschen Imperialisten auf unsere Republik mit vorschieben zu helfen, funktionierte diese aus der Einheit der Arbeiterklasse geborene bewaffnete Macht erstmalig in der Praxis, für den Frieden der Völker Europas.

Wenn ein kluger Politiker schon einmal sagte, es ist ein Glück, daß es die DDR gibt, so heißt das in letzter Konsequenz vor allem: Es ist ein Glück für die deutsche Arbeiterklasse, daß sie sich in einem Teil Deutschlands auf marxistischer Grundlage vereinigte.

Dabeigewesen zu sein macht stolz. Aber die heutige Generation kann nicht weniger stolz darauf sein, dabei zu sein, wenn es gilt, dem Feind keine Chance zu lassen, Vaterland, Frieden und Sozialismus gut zu hüten.


Sozialistische Einheitspartei Deutschlands

TGLIEDSKARTE NR. IV 232580

Vor- und Zuname Herbert Richter

geb. am 11. 1. 11 in D...

Beruf Vers. Angestellter

politisch organisiert seit

Jugendorganisation seit

Mitglied seit

Wohnung, Ort ... N. 30 ...straße 38

Herbert Richter

Unterschrift des Inhabers

Diese Karte wurde ausgestellt am 16. 12. 46

Mitgliedskarte des Genossen Oberst Richter aus dem Jahre 1946 – sorgsam bewahrte Erinnerung an ein entscheidendes Jahr

Ihr Oberst

Richter

Das neue Dresden. Neubauten an der Wallstraße ▼







Eine niedrige, dicke Wolkendecke hing über der Erde, und es regnete unaufhörlich. Die dunkelgrünen Kronen der uralten Zirbelkiefern ächzten. Hinter den beschlagenen Fenstern der Kaserne flammten die ersten Lichter auf.

Leutnant Lebedew schauerte zusammen – ihm waren einige kalte Tropfen in den Halskragen gelaufen. Er konnte ihn ja hochschlagen, aber er tat es nicht. Saloppheit konnte er nicht ausstehen. Ein Hüne von Soldat stapfte mit seinen großen Segeltuchstiefeln an ihm vorüber, daß der Schlamm nach allen Seiten spritzte. Auf seinem gekrümmten Rücken beulte sich der Mantel; er wirkte zu kurz und verlieh dadurch der ganzen Gestalt etwas Komisches. Der Leutnant blieb stehen. Bereits tags zuvor war ihm diese ungeschlachte Gestalt in seinem Zug aufgefallen. In Reih und Glied ragte dieser Mann einen ganzen Kopf über seine Kameraden hinaus. Wahrscheinlich war das auch der Grund, weshalb er sich so krumm hielt und so traurig vor sich hin blickte. Der scheint irgendeinen heimlichen Kummer zu haben, hatte der Leutnant teilnahmsvoll gedacht. Er konnte sich nur noch an den Familiennamen erinnern.

„Kulakow!"

Der Soldat drehte sich schwerfällig um, kam zurück, legte die Hand an die nasse Mütze und klappte die Hacken zusammen. Wieder spritzte der Schlamm nach allen Seiten. Lebedew schluckte den Ärger über seine beschmutzten Stiefel hinunter, die eben noch blitzblank gewesen waren, und bemühte sich, nicht mehr hinzusehen.

„Warum haben Sie nicht gegrüßt? Und warum rennen Sie mit offenem Kragen rum?" – „Bitte um Entschuldigung!" Hastig knöpfte der Soldat den Kragen seiner Feldbluse zu, aber sein Blick war genauso geistesabwesend wie am Tag zuvor.

„Wegtreten!" Der Soldat machte eine ungeschickte Kehrtwendung und stiefelte gebeugt durch den Schlamm davon. Der Leutnant schaute finster drein. Wieder stieg jene dumpfe Gereiztheit in ihm auf. Hatte er denn ahnen können, als man ihn zu einem selbständigen Kraftfahrzeugbataillon versetzte, daß er in diese Einöde geraten würde? „Da kann man ja keine eleganten Schuhe anziehen!" hatte Lola ärgerlich gesagt. Als ob er es sich ausgesucht hatte, wo und mit wem er seinen Dienst antreten wollte. Er fluchte innerlich bei dem Gedanken an das komische Aussehen des Soldaten, wenngleich ihm im Grunde seines Herzens klar war, daß der Bursche ja nichts dafür konnte, wenn er so in die Höhe geschossen war, und daß der Hauptfeldwebel ihm einfach keinen passenden Mantel herausgesucht hatte.

Am Eingang zum Stab hielt Lebedew, bevor er die Stufen hinaufstieg, erst einen und dann den anderen Stiefel in den Wasserstrahl, der vom Dach herunterlief.

Der Hauptmann schien von seiner überaus präzisen Meldung keine Notiz zu nehmen. Mit aufgestützten Ellbogen saß er am Tisch und sagte, nachdem der Leutnant geendet hatte, mit einer flüchtigen Handbewegung: „Setzen Sie sich." – „Danke!" Verwundert darüber, daß der Bataillonskommandeur ihn nicht aufforderte, den nassen Regenmantel abzulegen, nahm der Leutnant Platz.

„Haben Sie sich schon mit Ihrem Zug bekannt gemacht?" – „Jawohl!" – „Nun, und welche von den Soldaten haben Ihnen gefallen?"

Sind es vielleicht Mädchen, daß sie mir gefallen sollen! dachte der Leutnant. „Niemand." – „Sieh mal an!"

Der Hauptmann schwieg eine Weile, den Kopf gesenkt, und erst jetzt bemerkte der Leutnant die kleine Karte, die auf dem Tisch ausgebreitet lag. Energisch tippte der Bataillonskommandeur mit dem Finger auf einen Punkt, der mit einem Bleistift angekreuzt war.

„Hier sollen Sie morgen früh mit der Ladung sein. Nehmen Sie sich einen Wagen, fahren Sie zum Munitionslager" – er tippte auf eine andere Stelle – „und begeben Sie sich dann unverzüglich zum Bestimmungsort."

Endlich sah der Bataillonskommandeur wieder mit seinen kühlblickenden Augen auf und fügte leise, aber mit Nachdruck hinzu: „Eine Aufgabe von außerordentlicher Wichtigkeit!"

Der Leutnant vermochte ein spöttisches Lächeln nicht zu unterdrücken. Anhand der Karte hatte er die Entfernung im Nu bestimmt, und daher erschien ihm der bedeutungsvolle Ton, in dem das gesagt wurde, fehl am Platze. Er will mir mit der Wichtigkeit Angst machen! Natürlich. Ich bin ja ein Neuling! Dabei ist das eine Sache von zwei Stunden. Er stand auf.

„Bitte den Befehl jetzt ausführen zu dürfen!" Der Hauptmann lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. „Mit wem fahren Sie denn nun, wenn Ihnen niemand gefällt?" – Als ob das nicht ganz egal ist! Wohin. Und mit wem. Der Teufel muß ihn geritten haben, daß ihm für die Nacht noch ein Auftrag eingefallen ist. – „Gehen wir zusammen in die Kaserne", schlug der Hauptmann plötzlich vor und erhob sich. Als ob ich den Weg nicht allein finde! dachte Lebedew ärgerlich, während er ihm folgte.

Der zweite Zug trat an. Dem Leutnant entging

nicht, welches Ansehen der Bataillonskommandeur bei den Soldaten genoß. Es war schon mehr Feindseligkeit als Neid, was ihn überkam. Der reinste Suworow! dachte er.

Ruhig verschränkte der Bataillonskommandeur die Arme über der Brust und erkundigte sich ganz gemütlich: „Na, Jungs, wer von euch hat denn Ketten auf seinen Reifen?"

Der Leutnant wurde hellhörig. Ein Befehl, die Ketten aufzuziehen, war noch nicht ergangen. Sollte es dennoch jemand aus seinem Zug getan haben?

„Ich, Genosse Hauptmann!" meldete sich Kulakow, noch krummer als sonst und schuldbewußt, wie es schien. „Treten Sie vor!" Er tat es.

Der Leutnant fühlte, wie er rot wurde – der Hauptmann wußte von den Ketten und er nicht. Entweder will er ein Exempel statuieren, oder er spielt sich auf! dachte er.

„Warum haben Sie sie aufgezogen?" fragte der Hauptmann vergnügt. Kulakow machte eine halbe Wendung. „Der Regen, Genosse Hauptmann. Die Wege sind grundlos geworden. Sie haben doch selbst gesagt: ‚Die Wagen müssen in jedem Moment einsatzbereit sein.' Ich habe den Gehilfen für Technik um Erlaubnis gefragt."

Nicht mich! stellte der Leutnant finster fest.

„Kapiert?" fragte der Bataillonskommandeur den ganzen Zug. In seinen Augen tanzten lustige Fünkchen.

„Jawohl. Genosse Hauptmann!" antworteten die Soldaten in fröhlichem Chor.

„Wenn ihr's also kapiert habt, dann handelt danach. Wegtreten!" Mit Stiefelgetrappel eilte der Zug zum Ausgang. Kulakow führte der Hauptmann zu Lebedew.

„Sie fahren mit dem Leutnant zu unseren Paten. Und zwar sofort."

„Zu Befehl!" antwortete Kulakow, den Blick voll Ergebenheit von oben auf den Hauptmann gerichtet. „Bis morgen früh müssen Sie's schaffen."

„Wir werden uns Mühe geben", erwiderte Kulakow schmunzelnd. Sein Gesicht strahlte.

„Machen Sie sich fertig", befahl der Leutnant. Seine Stimme klang abgehackt und kalt. Ebenso kalt sagte der Hauptmann zu ihm:

„Ich wünsche Ihnen Erfolg."

Er drehte sich brüsk um und ging hinaus.

■

Der Soldat schritt voran, mitten durch die Pfützen hindurch. Der Leutnant leuchtete mit einer Taschenlampe und suchte sich den besten Weg aus. Ich könnte eigentlich noch schnell zu Hause vorbeigehen, dachte Lebedew. Aber dann hielt er es doch für unangebracht. Nachher hieß es womöglich, sein Untergebener habe sich beeilt, aber er selbst habe sich Zeit gelassen.

Gleich darauf saßen sie, vor dem peitschenden Regen und dem Wind geschützt, im Fahrerhaus. Draußen rann das Wasser in langen Streifen an den Scheiben herunter. Während der Fahrt zum Munitionslager herrschte Schweigen. Von Zeit zu Zeit warf der Leutnant einen Blick auf das Gesicht des Fahrers, das vom Widerschein der Scheinwerfer erhellt war. Seine Miene war konzentriert und verschlossen. Wahrscheinlich ist er traurig und unzufrieden. Und mit dem Fahren ist es bei ihm auch nicht weit her, dachte Lebedew. Seine schlechte Laune verging nicht.

Der Weg war ein einziges trübes Gebrodel. Unter den Kotflügeln schossen geräuschvoll gelbe Fächer hervor. Die unter Pfützen verborgenen Fahrspuren schüttelten den Wagen immer wieder hin und her. Der Leutnant runzelte die Stirn, wenn er an die Anordnung des Bataillonskommandeurs dachte, bis zum Morgen an Ort und Stelle zu sein. Warum ausgerechnet bis zum Morgen? Aus Trotz möchte er den Auftrag früher erfüllen – bedeutend früher, um in Zukunft selber die Zeit für eine Tour bestimmen zu können.

Vier kräftige Soldaten luden auf. Sie faßten die langen Kisten an den Ecken und legten sie vorsichtig, als handele es sich um feinstes Porzellan, auf den Wagen. Die Aufsicht führte ein Offizier, dessen Dienstgrad unter dem wasserdichten Regenumhang nicht zu erkennen war.

„Geht es nicht etwas schneller?" fragte Lebedew, der dabeistand und ungeduldig von einem Fuß auf den anderen trat. „Wir verladen schließlich keine Würstchen!" entgegnete der Offizier ärgerlich. Der Leutnant wandte sich ab. Seine Jugend verbot ihm eine heftige und bissige Erwiderung – war er doch zweifellos nicht nur jünger als der andere Offizier, sondern hatte auch einen niedrigeren Dienstgrad. Und das ging ihm wider den Strich. Seine Gereiztheit nahm immer mehr zu.

Als der Wagen vollgeladen war und Lebedew bereits im Fahrerhaus saß, trat der andere Offizier heran und reichte ihm die Papiere.

„Seien Sie so vorsichtig wie möglich."

Der Wagen fuhr an. Ohne den Soldaten anzusehen, preßte der Leutnant zwischen den Zähnen hervor: „Fahren Sie schneller, Kulakow!"

Der sah ihn verständnislos an. „Aber . . ."

„Führen Sie den Befehl aus!" brauste der Leutnant auf.

Der Fahrer schaltete hoch. So! dachte der Leutnant. Er verspürte eine merkwürdige Erleichterung, weil er seinen Willen durchgesetzt hatte. Als er in den Spiegel über der Windschutzscheibe blickte, sah ihn ein gebräuntes, eckiges, ein fremdes Gesicht an. Es waren die Augen, die es ihm so fremd erscheinen ließen. Stechende schwarze Augen, die sich gleich wieder aufmerksam auf den Weg richteten. In Gedanken bei dem Offizier im Regenumhang, fragte er scheinbar gleichgültig: „Wer war das?"

„Oberst Sherebjew, der Munitionsoffizier", antwortete der Fahrer betont dienstlich.

Dem Leutnant rieselte es kalt über den Rücken. Er dachte eine Weile über die wenig glückliche Art nach, mit der er diese Bekanntschaft geschlossen hatte, und vergaß darüber fast, weshalb und wohin er unterwegs war. Sieh mal einer an, hast dich selbst bemüht! Trotz des Regens! Er wurde vom Sitz hochgeschleudert, als der Wagen einen kräftigen Hopser machte.

„Vorsichtiger, fahren Sie langsamer!"

Einen Augenblick schielte der Fahrer zu ihm herüber, dann schaute er wieder auf den schlamm-



bedeckten, brodelnden Weg. Der Wagen schlingerte immer noch schwerfällig, fuhr nun jedoch ruhiger, und die dunklen Silhouetten der Zirbelkiefern zu beiden Seiten kamen ihnen langsamer und gleichmäßiger entgegen. Ist das eine Fahrerei! seufzte der Leutnant insgeheim.

Das wiegende Schaukeln, das monotone Brummen des Motors und die Wärme, die er erzeugte, wirkten einschläfernd. Es dauerte nicht lange, und der Weg und die dunkle Tiefe der Taiga verschwammen, wie vom Regen weggespült, und da träumte der Leutnant von der Parade in der Offiziersschule, bei der er sich einen Dank für seine gute Exerzierausbildung verdient hatte, und dann von seinem ersten Rendezvous mit Lola, als er sich ihr im vollen Glanz seiner funkelnagelneuen Offiziersuniform vorgestellt hatte. Lebedew kämpfte gegen den Schlaf an. Er schüttelte den Kopf und schielte zu dem Soldaten hinüber. Hatte er etwas gemerkt? Doch das Gesicht des Fahrers war nach wie vor konzentriert und undurchdringlich.

Man müßte sich ganz offenherzig mit ihm unterhalten, dachte Lebedew. Dann würde auch die Müdigkeit vergehen. Aber er wußte nicht, wie er solch ein Gespräch anfangen sollte. Die vorschriftsmäßige Anrede „Kulakow!" ermutigte nicht gerade zur Offenherzigkeit, und den Vornamen des Fahrers kannte er nicht.

„Wo stammen Sie denn her?" erkundigte sich der Leutnant schließlich.

„Aus dem Gebiet Tomsk."

„Und was haben Sie gemacht, bevor Sie zur Armee kamen?" Plötzlich kam der Wagen ins Rutschen und näherte sich bedenklich dem Straßengraben: nur mit Mühe bekam der Fahrer ihn wieder in seine Gewalt. Alles, was recht ist, er fährt doch nicht übel, stellte Lebedew beiläufig fest. „Ich habe als Traktorist gearbeitet. Und als Chauffeur." — „Bildung?" — „Ich war an einer Universität immatrikuliert, zum Fernstudium." — „Fakultät?"

„Philosophische."

Kulakow bemerkte nicht das stumme Staunen

des Leutnants, denn jetzt tauchte vor ihnen eine Holzbrücke auf, deren Fahrbahn aus unbehauenen Stämmen bestand. Langsam fuhr er bis dicht an die Brücke heran und hielt dann.

„Da wären wir", sagte er dumpf und kletterte hinaus. Der Leutnant, der nicht wußte, was er davon halten sollte, starrte auf die Brücke. Es war eine ganz gewöhnliche Brücke, wie sie allenthalben über kleine Wasserläufe führen. Er wollte auch schon aussteigen, unterließ es jedoch, als er gewahrte, daß der Fahrer bis zu den Knien im Schlamm umherwatete. Er wollte sich nicht seine neuen Chromlederstiefel verderben und hatte auch keine Lust, sich dem eiskalten Regen auszusetzen.

„Was ist los?" fragte er, als der Fahrer zurückkam. „Wir können nicht rüber", erklärte Kulakow ruhig und holte Papyrossy hervor. „Rauchen wir und überlegen, was zu tun ist."

„Ich verbiete Ihnen zu rauchen!" sagte der Leutnant gereizt, obschon er selber nicht wußte, warum. Er ahnte nichts Gutes, und er hatte Angst davor. Er stieß die Tür auf und sprang hinaus in den brodelnden Schlamm.

Regen und Wind schlugen ihm ins Gesicht, zerrten an seinen Mantelschößen. Er hastete vorwärts, und im Nu hatte er nasse Füße.

Ein Blick genügte, um festzustellen, daß sie die Brücke nicht passieren konnten. Der Bach war angeschwollen und rauschte wild an einer ausgewaschenen Stelle vor der Brücke. Fast ein halber Meter trennte die Wegkante vom Brückenbelag; das würden sie mit ihrer Ladung nicht schaffen. Der Leutnant kletterte wieder ins Fahrerhaus und faltete seine Karte auseinander. Links und rechts von ihrer Übergangsstelle dehnte sich die Taiga. Einen anderen Weg gab es nicht. Obwohl er das begriff, kaum daß er einen Blick auf die Karte geworfen hatte, starrte er immer weiter darauf, gedankenlos und niedergeschlagen, vergaß Fahrer, Regen und alles um sich herum. Ihm war bereits klar, daß er den Befehl nicht ausführen konnte. Wenn es auch nicht seine Schuld war, jedenfalls führte er ihn nicht aus. Deutlich sah er die kalten Augen des Bataillonskommandeurs vor sich, der zwar nicht sagen, aber doch denken würde: Außer einer leidlich guten Haltung haben Sie nichts aufzuweisen, mein Lieber. Oberst Sherebjew aber würde etwas noch Konkreteres, schmerzlich wie ein Schlag, nicht nur denken, sondern auch sagen.

Schnaufend kletterte der Fahrer erneut in den Regen hinaus. Der Leutnant zuckte zusammen. Ich darf ihm nicht zeigen, daß ich mir keinen Rat



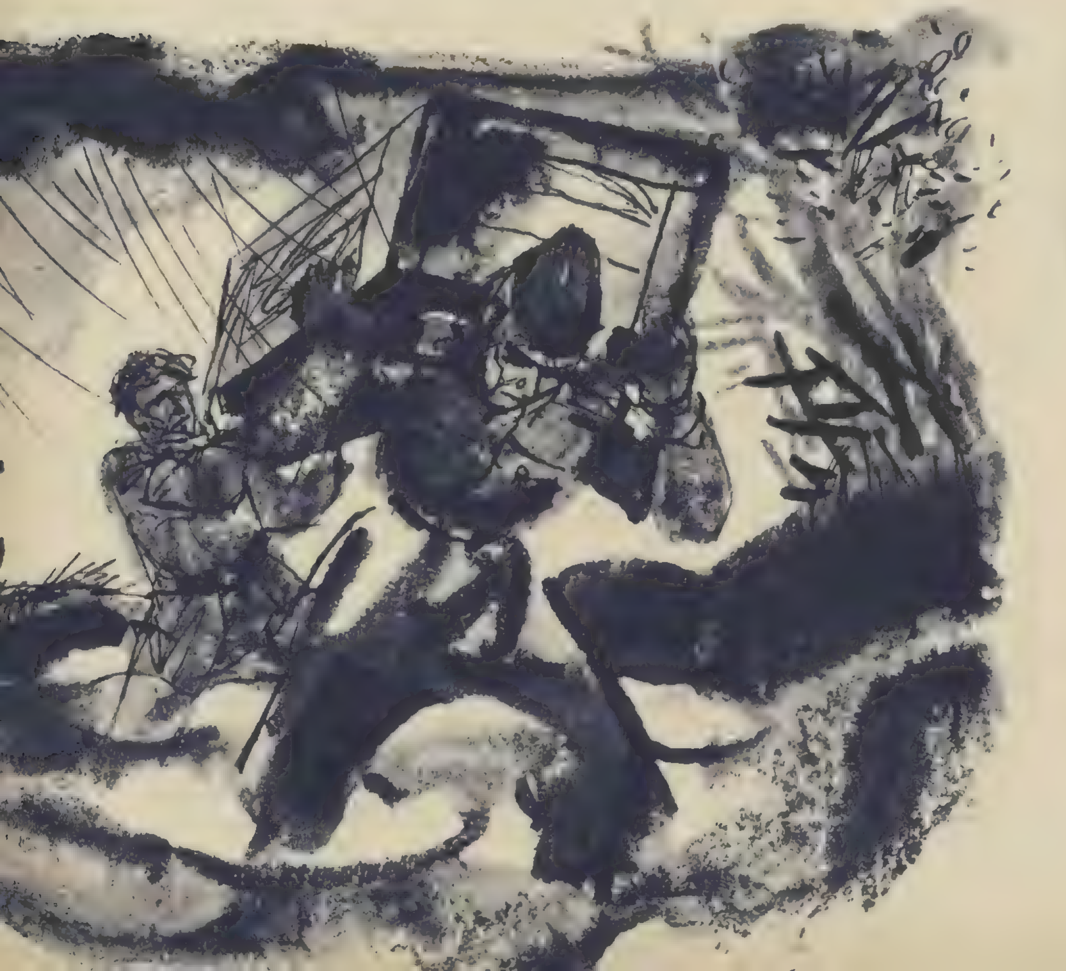
weiß, dachte er, vergaß seinen Vorsatz jedoch gleich wieder. Kulakow ging zur Brücke. Als er die Lücke zu überschreiten versuchte, wäre er beinahe abgerutscht. Es ist glitschig, dachte Lebedew.

Nun stieg der Fahrer das sanft abfallende Ufer hinunter und watete in den Bach hinein. Zuerst quirlte das Wasser um seine Knie; schließlich reichte es ihm bis zum Koppel. Er sucht eine Furt, kam dem Leutnant die Erleuchtung, doch seine Freude war verfrüht. Diese Tiefe würde der Wagen nicht schaffen. Bedächtig kehrte Kulakow zurück, zog schweigend den nassen Mantel aus und warf ihn auf den Sitz. Mit einer Miene, als bitte er um Entschuldigung, sagte er: „Wir müssen die Ladung auf die andere Seite hinübertragen. Durch die Furt. Mit dem leeren Wagen kommen wir über die Brücke."

Stimmt! Leer kommen wir rüber. Der Leutnant zog hastig seinen Mantel aus. Warum bin ich nicht darauf gekommen?!

Er fieberte vor Aufregung und Ungeduld. Der Ausweg war gefunden! Sie mußten sich nur beeilen. Als er jedoch eine der Kisten auf dem Wagenkasten anzuheben versuchte, wurde ihm schwarz vor den Augen. Er ließ sofort wieder los und lehnte sich pustend gegen das Fahrerhaus: „Oh, verdammt!"

„Macht nichts!" meinte der Fahrer, der unten geblieben war. „Schieben Sie die Kiste. Mir auf die Schultern." Sie wagten nicht daran zu denken, was geschehen konnte, wenn die Kiste abrutschte und zu Boden fiel. Mühsam schob der Leutnant die Kiste vorwärts, und der Fahrer stemmte sich darunter. Dann sprang Lebedew vom Wagen, packte das andere Ende der Kiste, und so bewegten sie sich langsam auf den Bach zu. Die Stiefel glitten immer wieder aus, und die schwere Last riß an den Armen. Nicht nur die Nähte ihrer Uniformen, auch die Knochen schienen zu krachen. Sie wateten in den Bach hinein. Das Wasser bedrängte sie heftig und ließ sie vor Kälte erschauern. Kulakow geriet ins Wanken, und einige Augenblicke vermeinten sie, sich nicht mehr halten zu können. Doch dann bewegten sie sich wieder weiter, keuchend und sich mit den Füßen vorwärtstastend. Quälend langsam, unter Aufbietung aller Kräfte arbeiteten sie sich auf der anderen Seite wieder aus dem Bach heraus. Aber sie waren beide nur von dem einen Gedanken beherrscht: daß sie die Last weder fallen lassen noch absetzen durften. Als sich der Fahrer endlich auf die Knie niederließ und sie die Kiste vor-



Illustrationen: Gerhard Rappus

sichtig absetzten, dünkte ihnen, daß sie das kein zweites Mal schaffen würden. Doch kaum waren sie ihrer Last ledig und hatten Atem geschöpft, eilten sie zum Wagen zurück. Und wieder keuchten sie unter der Last und verloren jedes Gefühl für die Wirklichkeit. Sie glitten im Schlamm aus und kamen unter dem Druck der reißenden Strömung wiederholt ins Wanken, doch mit verbissener Hartnäckigkeit machten sie wieder und wieder den Weg, eher bereit, zusammenzubrechen als aufzugeben.

Der Leutnant dachte nicht mehr an die Zeit. Er dachte auch nicht mehr an seine Stiefel und die Uniform — sie war bereits zerrissen und hatte keinen einzigen Knopf mehr. Das ganze Dasein konzentrierte sich darauf, in Bewegung zu bleiben und nicht hinzufallen, immer wieder eine neue Kiste vom Wagen zu nehmen und unversehrt hinüberzutragen. Nur manchmal überlief es ihn heiß bei dem Gedanken: Wenn Kulakow nun nicht durchhält? Er selbst vermochte nur ein Drittel des Gewichts der Kisten zu tragen. Die letzte Kiste verlangte ihnen das Äußerste ab. Der Atem des Fahrers war nur noch ein Ächzen. Bemüht, sich selbst so viel wie möglich aufzubürden, stemmte Lebedew seine Schulter unter die Kiste. Sie mußten es schaffen, auch diese letzte Kiste hinüberzubringen, und sie schafften es, und sie setzten sie sogar ebenso vorsichtig ab wie die vier Soldaten im Munitionslager. Dann ließen sie sich auf die Kiste fallen und lagen lange stumm und regungslos da, unbekümmert um Regen und Wind und um die Finsternis so undurchdringlich wie eine Wand.

Der Regen strömte auf die emporblickenden Gesichter nieder. Doch die beiden hatten nicht mehr die Kraft, sich abzuwenden. Der Leutnant öffnete die Augen. Das Licht der Scheinwerfer durchschnitt über ihnen die Dunkelheit. Vom Wind getrieben, leuchteten die schrägen Regenfäden mit einem bleifarbenen Schimmer und schienen sogar zu pfeifen.

Lebedew wandte den Kopf zur Seite. Der Fahrer atmete immer noch keuchend und fing die Regentropfen mit dem Mund auf. Er hat Durst, dachte der Leutnant teilnahmsvoll. Er ist doch ein prächtiger Junge! Aber unter Soldaten und überhaupt unter Männern macht man nun mal keine großen Worte.

„Sag mal, Kulakow!“ fragte er deshalb. „Wie heißt du eigentlich mit Vornamen?“

„Iwan.“ Der Fahrer wandte ihm ebenfalls das Gesicht zu und lächelte schuldbewußt.

„Das hat einen ganz schön fertiggemacht!“

„Und ob!“ stimmte ihm der Leutnant zu. Und bewundernd fügte er hinzu: „Aber du bist stark, alle Achtung!“

„Halb so schlimm“, widersprach der Fahrer.

„Aber mein Vater, so wird erzählt, hat Hufeisen geradegebogen.“

Er seufzte. „Er ist im Krieg gefallen.“

Sie schwiegen eine Weile, und die kalten Rinnsale legten sich wie eiserne Reifen um den Körper. „Ich habe Glück gehabt“, gestand der Leutnant. „Meine Angehörigen sind alle am Leben geblieben, und ich konnte mich ausschließlich dem Lernen widmen. Dir dagegen scheint es übel ergangen zu sein.“

„Ja.“

Der Fahrer stand mit Mühe auf. „Wir müssen weiter.“ Der Leutnant dirigierte den Wagen durch Zeichen an die richtige Stelle: Zurück, nach rechts, nach links, geradeaus. Dann kehrte er zur Brücke zurück und gab das Zeichen zum Anfahren.

Der Motor heulte auf, und der Wagen ruckte an, wobei er hohe schäumende Wogen schwarzen Wassers beiseite schleuderte. Die Vorderräder flogen über die Lücke hinweg, prallten gegen die Kante des Brückenbelags und sprangen hoch, die Hinterräder schwebten einen Augenblick über der schwarzen Strömung und suchten sich mit den Ketten an der Brücke festzuhalten, daß die Splitter flogen. Hätte Kulakow in diesem Moment das Gas weggenommen, dann hätten die Hinterräder den Halt verloren. Doch Kulakow paßte auf, und dank der Ketten gelangten auch die Hinterräder auf die Brücke. Gleich darauf hatte der Wagen sie bereits hinter sich.

Lebedew war hell begeistert. Er schrie und sprang, mit den Armen fuchtelnd, über die Brückenbalken. Der Fahrer schaltete auf den Rückwärtsgang und steuerte den Wagen zu den Kisten. Auch er schrie freudig: „Was nun noch kommt, ist eine Kleinigkeit.“ Obwohl sie sich erneut sehr anstrengen mußten und keuchten, während sie die Kisten wieder auf den Wagen hoben, wußten sie doch, daß sie es schaffen würden.

●

Zu ihrer Einheit kehrten sie bei Morgengrauen zurück. Die Dächer, die Wagen, die in einer schnurgeraden Reihe bereitstanden, und die großen blauen Fenster der Kaserne, noch verschlafen und so vertraut, waren vom Regen völlig naß. Ob Lola wohl noch schläft? dachte Lebedew, als sie an seinem Haus vorüberfuhren. Aber diesmal kam ihm auch nicht im entferntesten der Gedanke, anzuhalten.

Der Fahrer wendete und stellte den Wagen in einer Lücke zwischen den anderen ab. Als der Leutnant aus dem Fahrerhaus kletterte, sah er den Hauptmann durch die Pfützen herankommen. Er eilte ihm entgegen, nahm gewohnheitsmäßig Haltung an und wollte schon zackig die Hand an den Mützenschirm legen, doch da fiel ihm ein, daß er seine Mütze verloren hatte. So sagte er nur heiser: „Im großen und ganzen haben wir uns nicht verspätet.“ Und plötzlich gewahrte er, daß die Augen des Hauptmanns von einem klaren Hellblau und ganz und gar nicht kalt waren.

„Ich war schon drauf und dran, Ihnen entgegenzukommen“, sagte der Hauptmann und streckte ihm die Hand hin. Lebedew lächelte und sah sich nach dem Fahrer um. Der stand etwas abseits und zündete sich gerade eine Zigarette an. Der Regen hatte sein Käppi in einen Pfannkuchen verwandelt und rann in Strömen über seine zerrissene Feldbluse.

„Gib mir auch eine, Wanja“, bat der Leutnant. Gierig sog er den bitteren Rauch ein, obwohl er noch nie zuvor geraucht hatte.

Aus dem Russischen übersetzt von D. Pommerenke



Erich Weinert

In seinem Geist

Er lebt nicht mehr. Doch es lebt der Gedanke,
Für den er gekämpft mit der ganzen Kraft:
Die Klassenfront, die im Sturm nicht wanke,
Die große Partei der Arbeiterschaft!

Sein Ziel war, den Stolz seiner Klasse zu wecken,
Ihr Bewußtsein und ihre Zuversicht,
Sie zu härten gegen Enttäuschung und Schrecken,
Sie zu lehren, daß Lernen die vornehmste Pflicht.

Er paktierte nicht mit den Weisheitspächtern,
Die Lenins Lehre verfälscht und verdreht,
Auch nicht mit den linken Spiegelfechtern,
Mit denen der Feind sich so gut versteht.

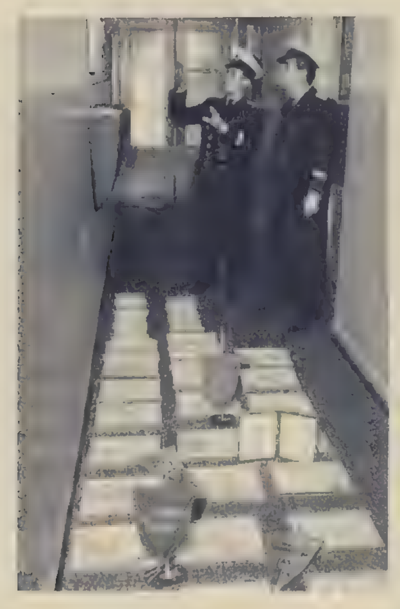
Er fiel im Kampf. Doch sein Traum blieb lebendig.
Und aus dem Traum wurde Wirklichkeit:
Die Partei der Schaffenden, einzig, beständig,
Heut lebt sie und baut sie die neue Zeit.

Und erheben wir heut uns zu seinem Gedächtnis,
So grüßt ihn das Volk, so grüßt ihn das Land:
Die einige Arbeiterfront, dein Vermächtnis,
Die große Partei, ist in guter Hand!

Fest schreitet, so wild ihre Feinde auch wüten,
In deinem Geist zum Sieg die Partei,
Für ein Deutschland, gesäubert von Parasiten,
Für ein Deutschland in Frieden, einig und frei!

Zeichnung: Kurt Zimmermann

Hoch oben in schwindelnder Höhe. Stabsmatrose Klima (am Fernglas) beobachtet alles, was sich vor der Küste bewegt. Obermatrose Mann hält indessen die Nachrichtenverbindung zum Stab und zu den Nachbarn aufrecht.



Eine Galerie besonderer Art, der Stolz von Oberleutnant Mücke (links) und seinem Politstellvertreter Oberleutnant Gräber.



Blaue Jungs

Fotos: Major E. Gebauer
Text: Oberstleutnant R. Dressel

Männer, die nur Nachtdienst haben. Wie ein endlos langer Finger tastet der Scheinwerferstrahl die See ab, um den Genossen am Strand die Beobachtung zu erleichtern. Auch nachts ist der Seegrenzabschnitt undurchlässig.



mit grüner Waffenfarbe

Jede Einheit hat so ihre Besonderheiten. In der einen sind es die sauberen, ordentlich eingerichteten Soldatenstuben, in der anderen ist es das gute Essen.

In der Grenzkompanie Mücke ist es eine Galerie von Wimpeln und Urkunden, über die wir zuerst beinahe stolpern. Jawohl, stolpern, denn als wir auf den Flur kommen, liegen sie, alle unter Glasrahmen, ausgebreitet auf dem Fußboden. Der Kompaniechef und sein Politstellvertreter Oberleutnant Gräber beratschlagen gerade, wie sie die vielen Trophäen, von Angehörigen der Kompanie in den letzten drei Jahren errungen, an der Wand anordnen wollen. Allein 32 Urkunden zählen wir, und dazu eine Reihe Wimpel, Medaillen und Plaketten.

Bei einem Blick in diese etwas eigenwillige Kompaniechronik lesen wir: Mehrfach Etappensieger im sozialistischen Wettbewerb, etliche Male beste Sportgruppe, hervorragende Plätze des Kompaniekabaretts „Die blauen Jungens", zweiter Platz beim Leistungsvergleich der Unteroffiziere, Aufbaunadel in Gold, Leistungsabzeichen der Grenztruppen. Es würde zu weit führen, wollten wir alles aufzählen. Eine stattliche Bilanz der Arbeit jener Genossen, die hier an der Ostseeküste einen Abschnitt unserer Seegrenze bewachen.

Die Galerie macht uns neugierig, die Arbeit der Genossen kennenzulernen, die diese Auszeichnungen erwarben. Oberleutnant Mücke führt uns zur Küstenbeobachtungsstation seiner Kompanie. Nach der Karte liegt sie nur etwa 10 km Luftlinie entfernt. Wir müssen jedoch einen Umweg von über 30 km machen, da das Gelände in diesem etwas abseits gelegenen Küstenabschnitt ziemlich unwegsam ist.

Schon von weitem erblicken wir den 25 Meter hohen Beobachtungsturm. 125 Stufen müssen wir erklimmen, um hinauf zu gelangen.

Zunächst nimmt uns ein wunderbares Landschaftspanorama gefangen. Vor uns das weite



Wo „tote Winkel" entstehen, die von den Beobachtungstürmen aus nicht eingesehen werden können, patrouillieren Tag und Nacht Strandposten. Hier ist Matrose Pflugradt mit seinem Ajax an der Küste unterwegs.

In der Auswertezentrale. Hier laufen die Beobachtungsmeldungen von allen Einheiten zusammen. Obermeister Bräuer trägt gerade den Kurs eines eben gemeldeten Fahrzeuges ein, das sich der Dreimeilenzone nähert.

Blick über den Grenzabschnitt der KBS-Besatzung



Meer mit den weißschäumenden Wellenkämmen. Beiderseits dehnt sich der steile und steinige Strand aus. Landeinwärts blicken wir über weite mecklenburgische Felder, Wiesen und Koppeln, die nur von einzelnen Waldstücken und Bäumen unterbrochen werden.
Hinter dem Fernglas steht Stabsmatrose Hermann Klima, ein kleines, fixes Bürschchen, und sieht ununterbrochen hinaus auf die See. Er läßt sich durch uns nicht von seiner Arbeit ablenken. Kein Schiff, kein Boot, so weit das Auge reicht, das seinen Blicken entgeht.
Mit einem Male starrt er auf einen kleinen Punkt draußen auf dem Meer. Er schaut durch das Glas und meldet, daß soeben ein westdeutscher Fischkutter in die Dreimeilenzone unserer Republik eindrang. Hat der sich nur verfahren? Oder verfolgt er provokatorische Absichten? Will er etwa, was schon öfter geschah, das Funktionieren unseres Küstenschutzes aufklären? Stabsmatrose Klima kann das in diesem Moment nicht wissen. Deshalb peilt er pflichtgemäß das Ziel an und meldet weiter:
„Peilung 250 Grad, Abstand 2,5 Seemeilen, Kurs 40 Grad, Geschwindigkeit etwa 6 Seemeilen."
Vergeblich versuchen wir mit dem bloßen Auge, den kleinen Punkt in dunstiger Ferne als Fischkutter zu identifizieren. Der Stabsmatrose mit seinen geschulten Augen sieht schärfer, als wir es vermögen.
Was wird jetzt weiter geschehen? Wir treten in das kleine Holzhäuschen, den Dienstraum der Besatzung. Zweckmäßig ist alles eingerichtet. Neben einem Rundsichtgerät sind alle modernen technischen Hilfsmittel vorhanden, die eine zuverlässige optische und visuelle Beobachtung des Luft- und Seeraumes ermöglichen. Es ist erstaunlich, was man in solch einem kleinen Raum alles unterbringen kann.
Am Arbeitstisch sitzt Obermatrose Lothar Mann, der Diensthabende. Er hat die Angaben des Beobachters bereits in die Spalten des Wachbuches eingetragen. Nun drückt er die Taste der Wechselsprechanlage und spricht hinein: „Nanni-Anton, hier 89, habe Meldung . . ."
Seine Meldung geht direkt an die Auswertezentrale, erläutert uns Stabsobermeister Helmut Lepert, der Leiter der Küstenbeobachtungsstation. Aber auch die benachbarten KBS sowie die Diensthabenden in der Kompanie und im Stützpunkt der Grenzboote hören sie mit. Falls erforderlich, werden von dort aus die Strandposten verständigt oder Grenzboote zu den jeweiligen Positionen entsandt. In höchstens zwei Minuten sind alle notwendigen Stellen informiert, und sie können die entsprechenden Maßnahmen treffen, um etwaige Grenzverletzer, die sich der Küste nähern, zu stellen.
Von der Wirksamkeit dieser engen Zusammenarbeit können wir uns bald überzeugen. Noch keine halbe Stunde ist seit der Meldung vergangen, als dicht unter der Küste ein Grenzboot erscheint. Es läuft schnurstracks dem Fischkutter entgegen. Was mag die Kutterbesatzung jetzt tun? Gespannt verfolgen wir das Manöver. Schon wenige Minuten später scheint der Kutter Lunte gerochen zu haben; denn er dreht plötzlich ab und verläßt die Hoheitsgewässer unserer Republik.



Stabsmatrose Harald Müller, von Beruf Wasserbaufacharbeiter, laut Rollenbuch 1. Signalgast, nebenbei aber Smutje, der die hungrigen Mägen versorgt.



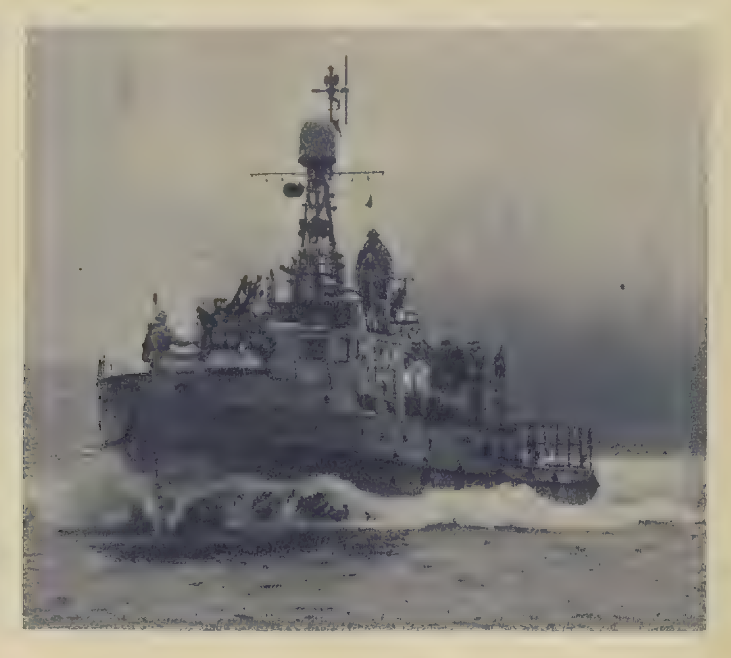
„Kutter außer Sicht!" meldet Stabsmatrose Klima, als das Fahrzeug im Dunst verschwindet. Im Abschnitt der KBS herrscht wieder Ruhe und Ordnung.

Während die Genossen auf dem Turm ununterbrochen weiter die See beobachten, steigen wir wieder hinab und gehen in den Klubraum. Es interessiert uns zu erfahren, wie die Matrosen hier, weitab von größeren Städten, ihre Freizeit verbringen. Stabsobermeister Lepert verzieht das Gesicht, als hätten wir eine wunde Stelle berührt. Zum nächsten Tanzsaal seien es elf Kilometer, sagt er, ebenso zum Kino und zum Bahnhof. Bei schlechtem Wetter sei es aber ratsam, Gummistiefel anzuziehen. In den Dörfern ringsum sei nur selten etwas los, und die Matrosen seien darüber nicht gerade begeistert.

„Aber die Abgeschiedenheit läßt uns nicht stumpf werden", fährt Genosse Lepert dann fort. „Aller vier Wochen wird unsere Wanderbibliothek ausgewechselt. Kino machen wir selber zwei- bis dreimal wöchentlich. Radio und Fernseher sind auch da. Mit den Schulen der umliegenden Dörfer organisiert Obermaat Reichelt, unser Signalstationsleiter, jährlich einige Sportwettkämpfe. Viele Genossen basteln, spielen Billard und Volleyball. Im Sommer gehen wir natürlich baden, im Winter sind Skatkarten und Pingpong mehr gefragt. Sie sehen also, daß sich bei uns keiner über Langeweile zu beklagen braucht. Im Gegenteil, bei einzelnen Genossen müssen wir aufpassen, daß sie über den vielen Beschäftigungsmöglichkeiten ihren Dienst nicht vernachlässigen."

Auch hier im Klubraum der KBS erblicken wir eine Anzahl Urkunden und Wimpel an den Wänden, Zeugnisse für die gute Arbeit, die hier geleistet wird. Als wir uns von den Genossen verabschieden, nehmen wir die feste Gewißheit mit: Ob als Signalgast auf dem Beobachtungsturm, als Grenzposten am Strand oder als Funker auf einem Grenzboot – die blauen Jungens mit der grünen Waffenfarbe, die Angehörigen der Grenzbrigade Küste, versehen treu und gewissenhaft ihren verantwortungsvollen Dienst. Sie sind das sichere, unbestechliche Auge unseres Küstenschutzes, dem nichts entgeht, was sich an den Seegrenzen unserer Republik abspielt.

▲ **Gefechtsalarm! Auslaufen zum Grenzdienst! Mit maximaler Geschwindigkeit läuft das Grenzboot dem befohlenen Seegebiet entgegen.**



▶ **Grenzboot „G 82" auf Patrouillenfahrt vor der Ostseeküste. Sorgfältig wachen die Genossen um Oberleutnant Heinemann darüber, daß niemand unberechtigt in unsere Hoheitsgewässer eindringt.**



Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands betrachtet es als die Grundlage und den Hauptinhalt ihrer ideologischen und organisatorischen Tätigkeit, das sozialistische Bewußtsein aller Werktätigen weiter zu entwickeln und ein den Erfordernissen der sozialistischen Gesellschaft entsprechendes hohes Niveau der Bildung und Kultur zu erreichen.

(Aus dem Programm der SED)

Das ungelöste Problem

Im Truppenteil Z. tauschten Partei- und FDJ-Funktionäre Erfahrungen über das kulturelle Leben ihrer Einheiten aus.
Danach befragt, wie es um den Bitterfelder Weg in seiner Kompanie bestellt sei, antwortete ein junger Parteigruppenorganisator verlegen: „Selbstkritisch muß ich sagen, daß bei uns die Kulturarbeit am Boden liegt. Bis jetzt ist's uns einfach nicht gelungen, wie in anderen Kompanien einen Chor auf die Beine zu stellen. Schon am Montagabend, wenn am meisten Zeit für so was wäre, ist's bei uns Essig. Wir haben da nämlich vier Zirkel laufen, und zwar für Mathematik, Geschichte, Physik und Kfz.-Technik. Alles, was Beine hat, nimmt daran teil. Vier von unseren Oberschülern sind Zirkelleiter, und die machen das so interessant, daß kein Mensch für was anderes Lust hat, nicht mal der Kompaniechef. Offen gesagt, auch mir geht's so. – Also, um auf die Kultur zurückzukommen: Ganz ehrlich, bei uns ist das ein ungelöstes Problem."

Major W. Seiffert

Der Verbandsauftrag

Von der FDJ-Leitung meiner Kompanie beauftragt, ging ich in den Dorfklub, um Jugendliche zur Prüfung für das Abzeichen „Für gutes Wissen" vorzubereiten. Ich sah ihn sitzen. Sommersprossig, kupferrotes Haar, das sich kaum durch den Kamm legen ließ. Er griente mich an, die Hand gab er mir nicht. Ich sprach über Nikolai Ostrowskis „Wie der Stahl gehärtet wurde". Niemand unterbrach mich. Auch der Feuerkopf, so hatte ich ihn für mich genannt, hörte zu.
Nachher wurde er um so lebendiger. Wir stritten durcheinander. Die Milchbank im nächtlichen Dorf sah uns zuletzt allein. Um den Sinn des Lebens drehte sich unser Disput. Klug ist er, eigensinnig und ideologisch angesauert, lautete mein Urteil. Morgens fluchte ich, beinahe die Postenkontrolle verschlafen! Das hast du davon, wenn du Makarenko spielen willst, sagte ich mir.
Wie staunte ich aber, als Wiegand, so hieß der Siebzehnjährige, im nächsten Zirkel nach dem Buch verlangte. Über die Bücher wuchs das Vertrauen, doch noch oft habe ich seinen unbequemen Geist verwünscht, der mir so manchen Schlaf raubte.
Das liegt nun ein Jahrzehnt zurück. Als ich dem Feuerkopf vor kurzem in seinem Grenzdorf begegnete, hieß er mich als Schulleiter willkommen. Und an der Schulpforte hing der Spruch Ostrowskis vom Sinn des Lebens.

Hauptmann H.-J. Franke

Der Befehl

Als die Schauspieler des Brecht-Theaters im Sommer 1962 in einer Kaserne Gedichte und Lieder von Bertolt Brecht den Soldaten der Arbeiter-und-Bauern-Armee vortrugen, war auch das Gedicht „General, dein Tank ist ein starker Wagen" zu hören, das in der Schlußzeile von einem Soldaten einer Ausbeuterarmee sagt, „er hat einen Fehler, er kann denken".
Der Chef des Dienstbereiches, ein General, befahl an diesem Tage: Alle Geräte, die die Fernsehübertragung der Veranstaltung stören könnten, haben zu ruhen. Die Zuschauer an den Bildschirmen sollten erfahren, die Soldaten der neuen Armee haben einen Vorteil, sie können denken.

Major der Reserve E. Burkert



Die Generalprobe

Das Kabarett will proben. Wie schon oft fehlen die Kabarettisten der zweiten Kompanie, deren Kommandeur das Herz für die Kultur auf der Zunge trägt. Zwei Soldaten machen sich auf den Weg. Daß Soldat Merkel schon kostümiert ist, fällt ihm erst wieder ein, als auf dem Flur der zweiten Kompanie der diensthabende Unteroffizier „Achtung" schreit, auf ihn zuschreitet, vor ihm stramm steht und meldet: „Genosse Major, die Soldaten der zweiten Kompanie bei der Freizeitgestaltung."
„Rührt euch!" sagt Merkel, und dann erkundigt er sich streng nach den Kabarettisten. „Die Kabarettisten . . ." unschlüssig blickt der Unteroffizier auf seinen Kommandeur, der auf das ‚Achtung' hin aus seinem Zimmer geeilt ist und vor Merkel Haltung einnimmt.
„Ja, wo sind sie denn?" fragt der Oberleutnant ungehalten. Leise sagt der Unteroffizier: „Sie haben sie doch . . . Beim Kartoffelschälen." „Aber sofort holen lassen!"
Inzwischen gesteht der Oberleutnant, daß er ein Herz für die Kultur hat. Freundlich verabschieden sie sich voneinander, der Oberleutnant und der Major, dann rennt Merkel mit vier alten und drei neuen Kabarettisten zum Klub.
„Das ging aber schnell", stellen die anderen fest. „Was habt ihr denn gemacht?"
Darauf Merkel: „Generalprobe für eine neue Kabarettnummer."

Hauptmann W. Flegel

Im Gästebuch stand nichts

Unsere Ausstellung „Der zeichnende Soldat" befand sich bereits eine Woche im Klub eines Regiments. Um die Behauptung des Parteisekretärs, die Bilder seien kritisch betrachtet und besprochen worden, bestätigt zu finden, schlug ich das Besucherbuch auf. Ich zeigte meinem Gesprächspartner die leeren Seiten und fragte bedauernd: „Wo finde ich nun eure Meinung zur Ausstellung und zu den Bildern?" „Bei unserem Zirkel für bildnerisches Volksschaffen", lautete die Antwort.
Der Parteisekretär lächelte über mein erstauntes Gesicht und erklärte begeistert: „Die Ausstellung hat uns so gut gefallen, daß wir vor zwei Tagen selbst einen solchen Zirkel gebildet haben."

Hauptmann W. Flegel

Die Kehrseite

„Wir bilden uns keineswegs ein, daß wir der Nabel aller Dinge sind. Aber wir sind ein Teil der Deutschen Demokratischen Republik, ein Teil ihres Lebens, und zwar kein unwichtiger Teil." Das sagte Generalmajor Keßler auf der I. Kulturkonferenz der Parteiorganisationen der Nationalen Volksarmee. Und der junge Bildhauer Hans Eickwort, der als Armeeangehöriger an der Hochschule für bildende Künste in Dresden studierte, erklärte auf der Konferenz in Halle: „Der Drang, das Leben zu schützen – das ist es, was ich in meinen Arbeiten ausdrücken möchte." Auch ein Oberleutnant, Student des Instituts für Literatur „Johannes R. Becher" trat dort auf. Er hatte unter Anleitung von „Hannes" (Genossen Schellenberger vom Schriftstellerverband, der mit dem inzwischen verstorbenen Schriftsteller Peter Kast die „Arbeitsgemeinschaft junger Autoren in der Nationalen Volksarmee" seit ihrer Gründung am 25. Mai 1957 betreute) einen Dis-

kussionsbeitrag vorbereitet, den er mit einer Stimme hielt, die immer leidenschaftlicher wurde, bis hin zur bekannten Bitterfelder Losung, des brausenden Beifalls gewiß: „... und deshalb gilt auch für den Soldaten: Greif zum Kumpel, Feder!"
Wie eine Feder schritt er zum Platz zurück. Er verstand nicht gleich den Grund der allgemeinen Heiterkeit, hatte er doch die ernste Forderung erhoben, die Bewegung schreibender Soldaten nicht dem Selbstlauf zu überlassen! Er hatte recht, mit seinem Versprecher kam außerdem die Kehrseite der Medaille zum Vorschein, denn soll die Feder nicht vom Leben derer, die sie handhaben lernen, schreiben? Also auch vom Leben der Soldaten? Siehe oben.

Feldwebel d. R. H. Leist

Jetzt haben sie ein Atelier

Drei Soldaten und ein Feldwebel eines Bataillons, deren Hobby das Zeichnen und Malen ist, taten sich zusammen und baten um einen geeigneten Raum. Weder der Politstellvertreter noch der FDJ-Sekretär unterstützten sie, verlangten von ihnen aber Losungen, Plakate und Karikaturen zur Ausgestaltung der Kaserne, die immer pünktlich fertig wurden. Eines Tages beschloß der Politstellvertreter – er war auf einer Parteiversammlung ob der ungenügenden Hilfe kritisiert worden –, die Maler bei ihrer Arbeit zu besuchen. Nach Irrwegen gelangte er über steile Treppen auf einen dunklen Boden. Aus einem Bretterverschlag drangen feine Lichtnadeln. Der Hauptmann lief auf den Verschlag zu, stolperte aber beim ersten Schritt über einen Balken und jagte eine dicke Wolke auf. Die Maler staubten ihn ab. Hustend fluchte er: „Das ist eine Schweinerei!"
„Sie haben recht," sagte der Feldwebel.

Hauptmann W. Flegel

Nicht wecken!

Der Jahrestag der Republik rückte heran. Besonders festlich sollte er diesmal begangen werden. Nicht ohne Kulturprogramm, versteht sich. Forderung des Kommandeurs: Das Programm wird diesmal mit eigenen Kräften bestritten. Für den Klubleiter des Regiments begannen daraufhin besonders unruhige Tage.
Der Festakt hat stattgefunden; das Kulturprogramm läuft ab. Man lacht, man klatscht, man ist dabei. Alle Achtung, denkt manch einer der anwesenden Bataillonskommandeure und Kompaniechefs, kaum zu glauben, daß es in meiner Einheit derartige Talente gibt. Soeben staunt man über die artistischen Leistungen einer Turnriege, im Alltag Soldaten der 2. motorisierten Schützenkompanie. Atemlose Stille, als einer von ihnen, der kleinste, dicht unter der Decke auf dem Kopf seines Untermannes einen einarmigen Handstand macht. – Plötzlich in der vorletzten Reihe das tiefe Schnaufen eines Schlafenden. Man dreht sich um nach dem Störenfried. Strenge Gesichter, spöttische Gesichter, dann fragende Gesichter. Denn der da schläft, das ist der Klubleiter in Person. Einer will ihn wachrütteln. Da dröhnt die tiefe Stimme des Kommandeurs durch den Saal: „Nicht wecken! Das Kulturprogramm ist gut! Da hat er seinen Schlaf verdient!"

Major H. Senkbeil



Die Rettung

Im Jahre 1960, als überall in der Republik die Bauern in die LPG eintraten, wurde der Politstellvertreter einer Grenzkompanie vor eine schwere Entscheidung gestellt. Im Grenzdorf sollte – unter einer mächtigen Eiche des ehemaligen Schloßparkes – ein Gedenkstein für den Pionier des Volksliedes jener Gegend enthüllt werden. Der Kirchenchor probte schon seit langem, um die Enthüllung des Denkmals zu einem wirklichen Dorffest zu machen. Da brach in einigen Gehöften die Maul- und Klauenseuche aus. Nicht nur, daß ein Teil des Dorfes zum Sperrgebiet erklärt wurde, auch der Kirchenchor geriet in große Schwierigkeiten, verlor er doch dadurch sechs Sänger, darunter zwei unersetzbare Tenöre.

So machte sich Paule Handrick auf den Weg zur Grenzkompanie, und bald kratzten sich nicht nur der Politstellvertreter, sondern auch die anderen Parteimitglieder verlegen an den Köpfen. Es ging um nichts anderes als das Anliegen, sechs Genossen der Kompanie möchten doch den Kirchenchor verstärken und das Fest, das in großer Gefahr war, retten helfen.

Grenzer im Kirchenchor? Allein die Vorstellung schien – bei aller Toleranz – unmöglich. Doch letztlich setzte sich der Standpunkt durch, es handele sich ja schließlich um eine weltliche Angelegenheit. Paule Handrick, dem Vorsitzenden der LPG Typ III und Dirigenten des Chores wurde geholfen und der Gedenkstein termingerecht eingeweiht. Der verstärkte Kirchenchor erhielt viel Beifall, und die Rettungstat der Soldaten war noch lange in aller Munde.

Hauptmann E. Dix

Der Diskussionsbeitrag

Vier Stunden bereits währte die theoretische Beratung der Kommandeure und leitenden Politoffiziere eines Verbandes. Thema: Entwicklungsmöglichkeiten zur sozialistischen Persönlichkeit. Das Hauptreferat war gehalten. Die Diskussion, anfangs vielseitig und rege, zog sich hin. „Und nun, Genossen", sagte der Versammlungsleiter, „spricht zu uns unser Gast, der erste Sekretär der Kreisleitung unserer Partei, unser bekannter und verehrter Genosse K."

Die strapazierte Aufmerksamkeit erwachte. Alle Blicke richteten sich auf den kleinen, hageren Mann in Zivil, der sich hinter dem Präsidiumstisch erhob, jedoch keineswegs Anstalten machte, zum Rednerpult zu treten. „Liebe Genossen", begann er, und seine wachen Augen musterten verschmitzt die Gesichter der Anwesenden. „Ich bin jetzt also als Diskussionsredner angekündigt. Und sicher erwartet nun mancher von mir, daß ich etwas ganz Besonderes sagen werde. Leider muß ich euch enttäuschen. Denn hier im Saal wurden bereits derart viele kluge Gedanken zum Thema geäußert, daß für mich kaum noch etwas übriggeblieben ist. Bis auf einen kleinen Einwand: Alles bisher Gesagte könnte noch ein bißchen vom Anschaulichen her untermauert werden. Darum schlage ich vor" – an dieser Stelle schob er den Ärmel seines Jacketts hoch und blickte auf die Uhr – „daß wir jetzt eine Pause einlegen und die Beratung anschließend im Kreise unserer Familien und Freunde fortsetzen – vor dem Fernsehapparat. Heute Abend läuft nämlich der Fernsehfilm ‚Die Mutter und das Schweigen', der unser Diskussionsthema anschaulich in vielem bereichern wird." Sprach's, setzte sich. Lachend stimmte die Versammlung seinem Vorschlag zu.

Major H. Senkbeil

Das zweite Buch

Während eines 30-Kilometer-Marsches bleibt ein Soldat zurück. Der Zugführer will die Ursachen der Schwäche erfahren und bemerkt, daß das Marschgepäck des Soldaten praller und schwerer ist als das der anderen und sein eigenes. Er befiehlt eine Rast und läßt den Soldaten auspacken. Zwischen Wäschestücken werden zwei dicke Bücher sichtbar.

„Kein Wunder", sagt der Leutnant, der nicht viel vom Lesen hält. „Wozu das?"

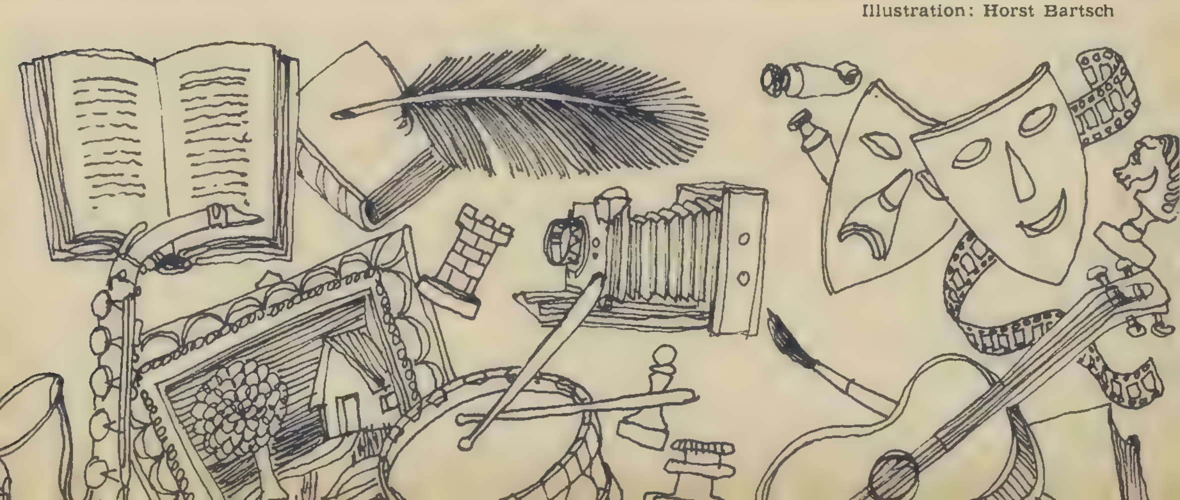
„Vorgestern aber", sagt der Soldat, „haben Sie während der FDJ-Versammlung erklärt: „Zum Lesen findet ein Soldat immer Zeit, wenn er nur will. Selbst in das Marschgepäck gehört ein Buch."

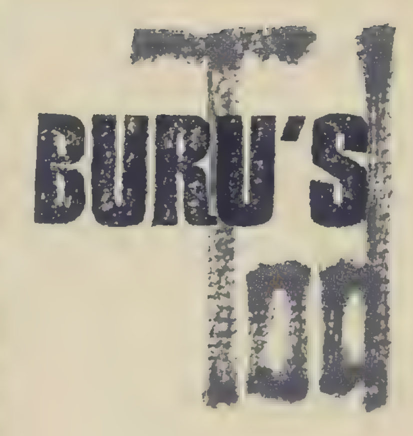
„Das hab' ich gesagt? Na gut, eins. Aber ich sehe zwei."

Darauf der Soldat: „Das zweite ist für Sie."

Hauptmann W. Flegel

Illustration: Horst Bartsch





Vom November bis zum Mai jeden Jahres vermischt sich in Angola der Donner tropischer Gewitter mit dem Krachen der Salven. Die Regenzeit ist für die angolesischen Befreiungskämpfer eine Zeit verstärkter Offensiven. Die vom Himmel herabstürzenden Wassermassen entziehen sie den Blicken ihrer Feinde. Überraschend führen sie ihre Angriffe und verschwinden ebenso plötzlich wieder.

In jedem Jahre erfaßt die Söldner des portugiesischen Diktators Salazar die gleiche Unruhe, wenn die ersten Regenschauer über Wiesen und Urwald hinwegstreichen.

Mit brutaler Gewalt versuchen die portugiesischen Kolonialtruppen der Aufständischen Herr zu werden. Vergeblich. Und letzten Endes vermehren sie mit ihren Grausamkeiten nur den Zorn des gequälten Volkes, stärken sie den Kampfeswillen der Freiheitskämpfer. Augenzeugen berichteten: „Bei Dundo wurden zweitausend Angolesen an einem Tage ermordet. Soldaten einer ‚Strafexpedition' umzingelten ihre Siedlung. Andere gingen von Haus zu Haus und führten die meisten männlichen Einwohner

„Guerrilleros" werden die Kämpfer der angolesischen Befreiungsbewegung von der Bevölkerung genannt. Die portugiesischen Kolonialsöldner haben dieses Wort bereits fürchten gelernt. Das Foto zeigt einen Trupp, der zum Transport bestimmtes Holz vermint.

der Siedlung ab. Sie wurden zum Flußufer gebracht und dort mit großen Haumessern und mit Keulen erschlagen. Die restlichen Einwohner wurden mit Schlägen ebenfalls zum Fluß gejagt und mußten sich dieses grausame Gemetzel mit ansehen . . ."

Besonderen Quälereien sind natürlich die Kämpfer der Befreiungsbewegung ausgesetzt, wenn sie in die Hände ihrer Peiniger fallen.

Einer von ihnen, ein Afrikaner namens Uluri, erzählte aus seinem persönlichen Erleben:

„Wir hatten eine Polizeistation angegriffen und eingenommen. Dabei fingen wir den Kommandanten, Polizeisergeant Herbert. Er hatte fünfzehn Gendarmen unter sich gehabt und sich als Herr über das Dorf und seine Umgebung aufgespielt. Wem er nicht grün war, oder wer ihm nur im entferntesten verdächtig erschien, mit der Befreiungsbewegung zusammenzuarbeiten, den ließ er kurzerhand verhaften. Jetzt allerdings hatte er verspielt.

Wir löschten die Flammen der brennenden Station und führten den Sergeanten in sein Dienstzimmer. Dort erwartete uns ein furchtbarer Anblick. Ein Toter hing, mit dem Kopf nach unten, von der Decke. Ein Bein war ausgekugelt. Auf dem Fußboden lagen in einer Blutlache Zähne, die mitsamt dem Kieferknochen herausgebrochen waren. Der Kopf des Toten sah entsetzlich aus.

Erst nach einer Weile entdeckten wir bestürzt, daß das Buru war, einer unserer Kameraden. Wir zwangen Herbert, uns zu erzählen, wie Buru starb.

Buru hatte den Rückzug seiner Gruppe gedeckt und war gefangen worden.

‚Wohin sind die anderen verschwunden?' wollte Herbert von ihm wissen. Buru schwieg. Der Sergeant ließ ihn an einem Bein aufhängen und setzte eine Zange an seinen Kiefer. ‚Das ist meine Erfindung', prahlte er dabei. ‚Niemand überlebt den vierten Zahn.' Buru schwieg. Der erste Zahn wurde ihm herausgebrochen. Nach einer Weile der zweite, der dritte, der vierte. Buru schwieg und verlor schließlich das Bewußtsein. Herbert tobte, ließ Buru mit Wasser übergießen, trat seinen Kopf mit Füßen und ließ ihn mit Keulen bearbeiten. So starb Buru — schweigend.

Auch wir schwiegen lange, als wir das gehört hatten — empört, erbittert und nun erst recht entschlossen, unseren Kampf bis zum Sieg fortzusetzen." *D. P.*



Dieser sadistische Mörder ist kein Westdeutscher, sondern ein Portugiese. Auch die Pistole „08" in seinen Händen kann noch aus alten Beständen stammen. Dennoch darf er getrost des Bonner wie des Lissaboner Beifalls sicher sein. Der westdeutsche Staat lieferte den portugiesischen Kolonialtruppen in Angola Strahljäger vom Typ F 86 und G 91 sowie anderes militärisches Gerät. Nach Informationen der angolesischen Exilregierung sollen sogar Bundeswehrsoldaten Eisenerz-, Kupfer-, Mangan- und Diamantengruben im Innern Angolas bewachen.

Taktik und Schießausbildung stehen regelmäßig auf dem Dienstplan der Freiheitskämpfer wie auch Information über aktuelle politische Fragen.



Stichwort: ANGOLA

AR-Redakteur Gerhard Berchert sprach mit dem Mitglied des Politbüros der Volksbewegung zur Befreiung Angolas (MPLA), ANTONIO MIGUEL BAYA

Wann begann der bewaffnete Kampf der Volksbefreiungsbewegung?

Am 4. Februar 1961, mit dem Sturm auf das Gefängnis von Luanda. Es gab zwar schon vorher vereinzelte Aktionen, jedoch noch nicht unter einheitlicher Leitung. Nach und nach organisierten wir den Zusammenschluß der zum Teil spontan entstandenen bewaffneten Gruppen zu einer Partisanenarmee. Im Januar 1964 schufen wir ein militärisches Kommando, den Operationsstab. Dieser Stab gibt seine Anweisungen direkt an die Kommandanten der Partisanengruppen.

Gibt es besondere Formen des Kampfes?

Zur Zeit stehen zwei Hauptaufgaben vor den Guerrilleros: Das sind einmal Aktionen zum Beschaffen von Waffen und Gerät. Zweitens gilt es, wirksame Schläge gegen Betriebe und Einrichtungen der Kolonialherren zu führen, um sie zu beunruhigen und gleichzeitig der Bevölkerung Vertrauen in die eigene Kraft zu geben. Dabei genießen wir zugleich die breiteste Unterstützung unseres Volkes, sonst könnten wir auch kaum Erfolge erzielen. Die MPLA ist zum Träger des Volkskampfes geworden, da sie auch die einzige Organisation ist, die im Innern des Landes aktiv auftritt. Es gibt außerdem noch die UPA (Vereinigung der Angolesischen Bevölkerung), die im Exil eine provisorische Regierung bildete.

Konnte die MPLA bereits größere militärische Erfolge erzielen?

Nach dem Sturm auf die Gefängnisse im Februar 1961, breitete sich der Kampf schnell aus – vor allem im Norden des Landes. Die bis heute befreiten Gebiete wurden inzwischen zu Zentren des Kampfes und zu Versorgungsbasen. Dazu gehört beispielsweise das Gebiet von Cabinda, mit etwa 60 000 Einwohnern. Darüber hinaus verfügen wir über Stützpunkte und vorgeschobene Posten im Rücken des Gegners. Sechs Monate lang hielten wir das sehr wichtige Gebiet um die Stadt Nambuangongo unter Kontrolle. Diese Stadt liegt in Mittelangola und ist nur etwa 250 km von der Hauptstadt Luanda entfernt. Das brachte die Portugiesen sehr in Unruhe. Sie wußten sich schließlich nur durch massiven Luftterror zu helfen. Daraufhin gaben wir Nambuangongo zeitweilig auf, um unnötiges Blutvergießen unter der Bevölkerung zu vermeiden. Doch in der Umgebung wird hart gekämpft.

Ist den Kämpfern der Befreiungsbewegung die unterschiedliche Haltung beider deutscher Staaten zum Freiheitskampf Ihres Volkes bekannt?

Das möchte ich mit gutem Gewissen bejahen. In den Ausbildungsplänen der Gruppen steht auch die Behandlung solcher Themen wie: „Wer ist unser Feind, wer ist unser Freund?" Da wird Klarheit über die Rolle der NATO und Westdeutschlands bei der Unterstützung des Salazar-Regimes geschaffen. Die Kämpfer wissen, daß der Bonner Staat selbst neokolonialistische Ziele verfolgt. Schließlich gehen 87 Prozent der in unserem Lande geförderten, also unserem Volke geraubten Erze nach Westdeutschland.

Daß die Deutsche Demokratische Republik eine völlig entgegengesetzte Politik betreibt, ist ebenso bekannt. Um ein konkretes Beispiel zu nennen: So mancher unserer Kämpfer weiß, wenn er durch Urwald oder messerscharfes Steppengras marschiert, sehr wohl das feste Schuhwerk zu schätzen, das aus der DDR stammt.





Mastlochbohrmaschine

Die Leitungsbautrupps der Nachrichtentruppen unserer Nationalen Volksarmee sind mit einem neuen Gerät, der Mastlochbohrmaschine BKGM – 63-2 ausgestattet worden. Die Maschine ist auf einem LKW mit Pritsche schwenkbar montiert und wird beim Bau von Freileitungen eingesetzt. Die Bohrsäule hat eine Länge von 3 m und kann mit zwei verschieden starken Bohrern versehen werden.

Geländetransporter

In Schweden wird gegenwärtig ein Mannschafts- und Materialtransportmittel getestet, das in Gliederbauweise konstruiert wurde. Das Fahrzeug bewegt sich auf Ketten. Sein vorderer Teil ist als eigentliche Zugmaschine ausgebildet, der hintere Teil als Transportraum für acht bis zehn Mann oder entsprechende Last. Der Geländetransporter ist vorwiegend für schwere Böden, Schnee und Morast vorgesehen. Die maximale Geschwindigkeit beträgt 39 km/h. Entwickelt wurde das Fahrzeug von der Firma Molinder-Munktell (Volvo).

Moskau telefoniert per Laser

Ein Lasersystem, das als Nachrichtenverbindung arbeitet, installierte das sowjetische Institut für Fernmeldewesen zwischen zwei Moskauer Stadtbezirken. Auch bei ungünstiger Witterung war ein vorzüglicher Sprechverkehr möglich, so daß bald mit einem Laser-Überland-Sprechverkehr zu rechnen ist. Die Leistung des Laser-Strahles betrug lediglich den hundertsten Teil der Leistung einer normalen Taschenlampe, wobei bis zu zehntausend Ferngespräche und Dutzende Fernsehprogramme gleichzeitig übertragen werden können.

Computer entwirft Wetterkarte

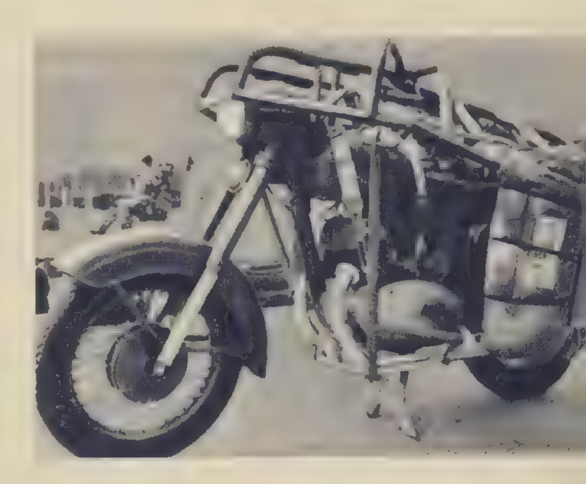
In 90 Minuten erarbeitete ein in England stationierter elektronischer Rechenautomat eine komplette Wetterkarte, für die ein Meteorologe fast zwei volle Arbeitstage gebraucht hätte. Die Karte, die unlängst der Öffentlichkeit gezeigt wurde, enthält Luftdruck- und Temperaturangaben, die von 1200 Landstationen, 300 Schiffen und 600 Ballons in allen Teilen der nördlichen Halbkugel ermittelt wurden.

Strahlenfester als Blei

„Hermet-Wonicut" heißt eine neue Spezial-Wolframlegierung des VEB Keramische Werke Hermsdorf, die einen besseren Strahlenschutz bietet als Bleiplatten. Die Legierung läßt sich ohne Schwierigkeiten fräsen, drehen, hobeln und bohren. Daneben wird die Legierung wegen ihrer hohen Materialdichte von etwa 17,5 g/cm³ auch als Schwungmasse in Kreiselkompassen sowie als Ausgleichgewicht im Flugzeug- und Fahrzeugbau verwendet.

Krad mit Fallschirm

Für die Fallschirmjäger der Tschechoslowakischen Volksarmee ist die 350er Jawa mit einem Lastenfallschirm versehen und so abwurffähig gemacht worden. Ein daran klappbar befestigtes Gestell für Ausrüstungsgegenstände kann nach der Landung als Anhänger benutzt werden, auf dem zwei Mann bequem Platz finden.



Kippflügler

In Kanada laufen die Versuche mit einem sogenannten VTOL-Flugzeug, das mit Kippflügeln für den Senkrecht- und Kurzstreckenstart gedacht ist. Die Flügel werden aus der horizontalen Lage in die vertikale gebracht, so daß die Propeller das Flugzeug fast senkrecht emporheben. Wie verlautbart, soll die CL-84, wie das Flugzeug heißt, für militärische Operationen geeignet sein.

Transistoren zünden

Höhere Funkenleistung der Zündanlage, leichter Kaltstart, größeres Beschleunigungsvermögen – das sind die Vorzüge einer Neuerung, die sich in der Sowjetunion bereits bewährt hat und dem-

nächst auch in den Handel kommen soll. Ohne jede Veränderung der normalen Zündanlage eines Kraftfahrzeuges wird zusätzlich ein kleines Transistorgerät eingebaut, das diesen Leistungsanstieg bewirkt.

„Autopille" spart Generalüberholung

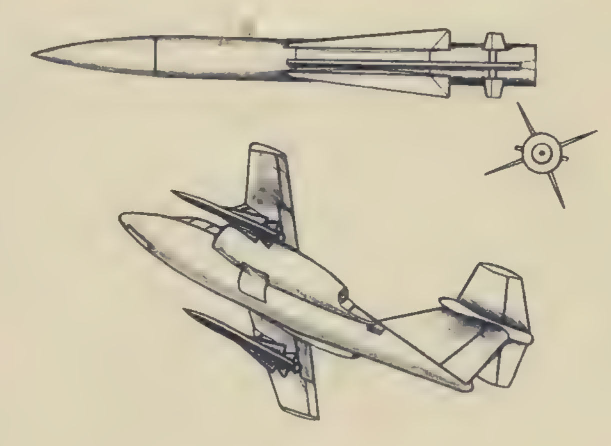
Aus einer Kombination sogenannter Abriebmetalle bestehen „Autotabletten", die dem Treibstoff zugesetzt werden und während der Fahrt den Motor regenerieren sollen. Nach Ansicht von USA-Wissenschaftlern lösen sich feinste Teile der Legierung während der Fahrt und gelangen in die Zylinder des Motors, wo sie durch die Verbrennungshitze schmelzen und auf den porigen Flächen der Kolben und Zylinder einen verhärteten Plattierungsfilm bilden. Selbst alte Motoren sollen dadurch wieder ihre frühere Leistungsfähigkeit zurückerhalten haben.

„Anti-Rost" aus Leipzig

Durch das Aufspritzen eines Metallüberzuges, der hauptsächlich aus Reinaluminium und Zink besteht, erhöht sich der Korrosionswiderstand aller so behandelten Metallteile um das Drei- bis Vierfache. Die Leipziger Firma Konczock KG taufte dieses von ihr bereits erprobte Verfahren „Anti-Rost".

Neues Raumgefühl?

Um Kosmonauten und Flieger an das Gefühl des Raumfluges zu gewöhnen, entwarf der sowjetische Architekt Popow einen stationären „Trainings-Sputnik". In einem zylindrischen Raum werden eine Reihe Sitzplätze so angeordnet, daß durch ein immer kleiner werdendes Erdrelief im unteren Teil des Zylinders und durch Farben, die auf ultraviolette Strahlen ansprechen, die optische Illusion entsteht, als seien die Personen 25 000 km von der Erde entfernt und sähen den naturgetreu leuchtenden Himmelskörper. Akustische Geräusche von Triebwerken vervollständigen diese ersten Eindrücke eines „Raumfluges".



Luft-Boden-Rakete Saab-305 A

Die schwedischen Flugzeuge vom Typ AJ-37 und A-60 wurden mit der ferngelenkten Rakete Saab-305A zur Bekämpfung von See- und Bodenzielen ausgerüstet. Diese Rakete besteht aus einem Kopfteil mit Gefechtsladung und Zünder, der Lenkeinrichtung und dem Triebwerk. Die Länge der Rakete beträgt 3,52 m, die Spannweite 0,80 m und der Durchmesser 0,30 m. Die Startmasse liegt bei 300 kg. Die Lenkung erfolgt vom Flugzeug aus über eine vom Piloten bediente Kommandolenkeinrichtung.

FACHBÜCHEREI

Militärgeschichtlich interessierte Leser, Propagandisten und Politarbeiter werden das Vorhaben des Deutschen Militärverlages sicher begrüßt haben, im Rahmen der Reihe „Kleine Militärgeschichte" auf wichtige Kriege, Befreiungskämpfe, militärische Persönlichkeiten und die Geschichte von Waffengattungen näher einzugehen.

Inzwischen sind in der Serie „Kriege" drei Bände erschienen.

1. Heinz Helmert, Hansjürgen Usczeck „Der Befreiungskrieg 1813/14", 208 Seiten, 40 Tabellen, mehrere Skizzen, 32 Abbildungen, 6,50 MDN. Das Buch gibt in gestraffter Form eine Übersicht über Vorgeschichte, Beginn und Verlauf des Krieges.

2. Helmut Otto, Karl Schmiedel, Helmut Schnitter „Der erste Weltkrieg", 308 Seiten, Karten, Skizzen und Tabellen, 9,80 MDN. Dieser Band gibt einen militärhistorischen Abriß des ersten Weltkrieges unter Berücksichtigung der Kriegführung im Orient, zur See und in der Luft. Ein umfangreicher Anhang ergänzt und vertieft die Übersicht zu dem Geschehen.

3. Manfred Bensing, Siegfried Hoyer „Der deutsche Bauernkrieg 1524 bis 1526", 304 Seiten, 22 Abbildungen, mehrere Karten und Tabellen, 9,80 MDN. Auf der Grundlage marxistischer Geschichtsforschung stellt dieses Buch den militärischen Verlauf des Bauernkrieges in den Vordergrund und geht auch auf die Struktur, Bewaffnung, Führung und Kampfesweise der Bauern gegen die Landsknechtsheere ein.

In der Serie „Befreiungskämpfe" erschien als erster Band von Karel Bartošek „Der Prager Aufstand" (308 Seiten, 31 Fotos, 7,60 MDN), der erstmalig in diesem Umfang eine zusammenhängende Darstellung dieser wichtigen Aktion in den letzten Tagen des Krieges gibt.

W. Kopenhagen



uf der mondlichtüberflossenen Straße promeniert nur ein einsames Pärchen. Es scheint, als seien alle übrigen Bewohner der Stadt schon längst in den Federn. Den Beiden ist das nur recht. Sie möchten jetzt allein sein. Hin und wieder bleiben sie stehen, wohl um den Heimweg noch ein wenig zu verlängern und den Abschied hinauszuzögern. Das Mädchen ist noch jung, kaum zwanzig Jahre. Der Mann dagegen mag Mitte Dreißig sein.

Unsicher tappende Schritte reißen sie aus ihrer Versunkenheit. Ein Betrunkener torkelt vorbei, die Haare wirr im Gesicht, unverständliche Laute vor sich hin lallend.

Kichernd schaut ihm das Mädchen hinterher; dann schlendert das Pärchen weiter die Straße entlang. Eng umschlungen tritt es schließlich in den Schatten eines Hausflures. Da schreit das Mädchen entsetzt auf. Ein Mann liegt auf der Erde, regungslos, das Gesicht blutüberströmt.

„Um Himmels willen, Herbert, ist der tot?“ fragt

sie angsterfüllt ihren Begleiter. Der schüttelt das Erschrecken ab und kniet neben dem Unbekannten nieder.

„Lauf los, um die Ecke ist ein Notrufmelder", sagt er hastig, „ich werde solange versuchen, dem Mann hier zu helfen!"

Nachdenklich geht wenige Stunden später Oberleutnant der K Rudolf Claus in seinem Dienstzimmer auf und ab. Einen Raubüberfall hatte er schon lange nicht mehr aufzuklären. Aber diesmal war es einer, da gab es keinen Zweifel. Leider hatte man den Überfallenen vernehmungsunfähig ins Krankenhaus bringen müssen. Gehirnerschütterung. Vielleicht könnte er eine Personenbeschreibung des Täters geben, denn der hatte ihn offensichtlich von vorn angefallen, ihm ins Gesicht geschlagen, bis er zusammenbrach und im Fallen mit dem Kopf gegen die Wand schlug.

Auf der Straße, einige Meter vom Tatort entfernt, hatten die Kriminalisten eine Brieftasche gefunden, mit den Ausweispapieren des Überfallenen — aber ohne Geld. Nur in den Hosentaschen des Mannes klimperten ein paar Groschen.

Den einzigen Hinweis auf den möglichen Täter bot bis jetzt die Aussage jenes Herbert Funke, der dem Verletzten Erste Hilfe geleistet hatte. Man müßte schnellstens den Mann finden, dem er und seine Freundin begegnet waren. Möglicherweise hatte der den Betrunkenen nur gespielt!

Ein Klopfen an der Tür unterbricht die Gedanken des Oberleutnants. „Herein!" sagt er, „ah, Sie sind es, Genosse Rösler. Bringen Sie Neuigkeiten?"

„Das möchte sein!" meint Leutnant Rösler mit Nachdruck. „Auf der Brieftasche konnten wir Fingerabdrücke sichern — was meinen Sie, von wem?"

„Na, schießen Sie schon los", brummt Claus, „für Quizfragen haben wir jetzt keine Zeit."

„Von unserem leider noch unbekannten ‚Spezialisten für Ladenkeller', der uns vorgestern endlich einmal einen brauchbaren Daumenabdruck hinterließ. Diesmal sind noch drei Finger dazu gekommen."

„Interessant", murmelt der Oberleutnant. „Der Bursche wird langsam gemeingefährlich. Leider wissen wir noch zu wenig über ihn. — Das Material muß sofort nach Berlin zum KTI!"

Nervös trommelt er mit den Fingern auf die Tischplatte. Irgend etwas befriedigt ihn noch nicht bei dieser Angelegenheit. Da kommt ihm die Erleuchtung: „In dem Haus, bei dem der Mann niedergeschlagen wurde, ist doch auch ein Geschäft. Vielleicht wurde der Einbrecher von jenem überrascht . . . Wir müssen sofort hin!"

Knarrend dreht sich die Kellertür in ihren Angeln. Eine Hand tastet nach dem Lichtschalter.

Es knackt — doch der Keller bleibt dunkel.

„Seltsam", meint Verkaufsstellenleiter Bornemann erstaunt, „gestern brannte es noch."

„Macht nichts", sagt Oberleutnant Claus, „ich habe eine Taschenlampe mit. Hier, nehmen Sie, zeigen Sie uns den Weg."

„Vielleicht war wirklich ein Einbrecher hier und hat die Birne rausgeschraubt", meint Bornemann, sich bedächtig umschauend.

„Schon möglich", stimmt ihm Leutnant Rösler zu. „Doch dürfte der Bursche leider schon über alle Berge sein — falls er überhaupt bis zu Ihrem Lager kam. Und das werden wir ja gleich wissen."

In gespannter Erwartung geht der Verkaufsstellenleiter nun voran, biegt in einen Kellergang ein — und fährt sofort wieder erschrocken zurück. Dabei fällt ihm die Taschenlampe aus der Hand, schlägt scheppernd auf den betonierten Boden und verlischt. Die Kriminalisten greifen zu ihren Pistolen. Auch sie sahen die plötzlich aus dem Finstern auftauchende Gestalt, deren Arm sich gerade zum Schlage hob. Ein, zwei Sekunden verharren sie in Schweigen und lauschen. Nichts rührt sich.

„Kriminalpolizei!" sagt da Oberleutnant Claus vernehmlich. „Lassen Sie jede Waffe fallen, und legen Sie sich auf die Erde — Beine auseinander, die Arme vom Körper weggestreckt!"

Mit einemmal wird es im Kellergang hinter der Biegung lebendig. Eilige Schritte entfernen sich. Rösler will schon hinterher, doch der Oberleutnant hält ihn zurück.

„Wo endet der Gang?" fragt er den Verkaufsstellenleiter hastig.

„Rechts von der Kellertreppe, auf der wir runtergestiegen sind."

„Na also", meint Claus, „da können sie uns ja nicht entwischen — es hört sich nämlich an, als ob es zwei wären. — Genosse Rösler, besetzen Sie den Ausgang, ich will mal schauen, ob ich die Beleuchtung wieder in Gang bringe." ▶



KRIMINALERZÄHLUNG VON GERHARD BERCHERT

Wie sich zeigt, sind die Schutzgläser von den Lampen entfernt und die Glühbirnen lockergedreht. Es dauert nicht lange, da brennt die erste schon wieder. In ihrem Schein späht der Oberleutnant vorsichtig in den verdächtigen Kellergang – und lacht laut auf. Ein Bündel Lumpen hängt von der Decke, mit einem Knüppel als Arm, der sich über eine Rolle per Schnur bewegen läßt.

„Lausebengel!" schimpft Claus nun. „Kommt sofort her, sonst setzt es was!" Diesmal hat seine Aufforderung Erfolg. Zögernd kommen zwei Halbwüchsige um die Ecke.

„Es ging nicht gegen Sie, Herr Kommissar", sagt der eine entschuldigend. „Nur, der Herr Bornemann soll uns nicht immer so anschnauzen, wenn wir mal ein bißchen Remmidemmi machen. Deshalb . . ."

„Schon gut", fällt ihm der Oberleutnant ins Wort. „Darüber werden wir uns mal zusammen mit euren Eltern unterhalten. Jetzt verschwindet, wir haben anderes zu tun!"

Als die Jungen weg sind, untersuchen die Kriminalisten sorgfältig die Tür zum Lagerraum. Sie ist verschlossen. Spuren eines Einbruchs sind nicht zu entdecken, und im Lager steht alles an seinem Platz.

Verdrossen sichten Claus und Rösler in ihrer Dienststelle noch einmal das spärliche Untersuchungsmaterial. Wenig ist damit anzufangen. Doch dann kommt ein Fernschreiben aus Berlin. Die Auswertung der eingesandten Fingerabdrücke.

„Uff", stöhnt der Oberleutnant erleichtert, als er die ersten Worte des Schreibens überflogen hat. „Der Kunde ist nicht neu. Sein Name: Heinz Franke, geboren 1929 in Nauen. Na, damit läßt sich doch was anfangen!" Dann liest er weiter, und seine Augen werden plötzlich groß und rund. Verstört läßt er das Schreiben sinken, faßt sich an den Kopf und setzt sich ächzend auf einen Stuhl.

Erstaunt hatte Leutnant Rösler das seltsame Verhalten seines Vorgesetzten beobachtet. Nun greift auch er nach dem Fernschreiben und sieht gleich darauf ebenso entgeistert drein wie der Oberleutnant.

„Das kann doch nicht wahr sein", stößt er schließlich verblüfft hervor. „1951 nach einer Mitteilung der Westberliner Polizei bei einem Laubenbrand ums Leben gekommen . . ."

„Ja", meint Claus mit grimmiger Miene, „in unserer Stadt spukt es, ein Toter geht um." Wieder nimmt er das Schreiben zur Hand. „1949 wegen Betruges vorbestraft, 1951 wegen schwerer Körperverletzung gesucht und nach Westberlin geflüchtet. Ja und dann . . . , es ist einfach nicht zu fassen!"

„Ich habe mal in einem Schmöker von solch einer Sache gelesen", sagt Rösler versonnen. „Da hatte sich einer die Finger von einem toten Verbrecher besorgt und bei seinen Raubzügen immer fleißig Abdrücke hinterlassen . . ."

„Kommen Sie mir nicht mit solchem Quatsch!" schnaubt ihn Claus an. „Vielleicht wollen Sie mir noch erzählen, da habe einer einen Stempelkasten mit Fingerabdrücken in der Tasche, bequem zum Aussuchen. Auf solche Mätzchen fällt doch heutzutage kein Kriminaltechniker herein. Die Sache muß einen anderen Haken haben. Doch dahinter kommen wir noch – verlassen Sie sich darauf!"

Es spielen noch die Strahlen der Morgensonne über die weißen Wände des Krankenzimmers, als Claus und Rösler am nächsten Tage das Opfer des Überfalls besuchen. „Vernehmungsfähig!" hatte der Arzt erklärt. Und wieder erwartet die beiden Kriminalisten eine große Überraschung.

„Raubüberfall?" fragt der Verletzte erstaunt. „Keine Spur! Das war doch nur der Müller Karl. Voll wie tausend Mann kam er daher und kriegte mich plötzlich an der Binde. Na, ich wollte mich losreißen, und das war falsch. Der Karl ist eigentlich ein dufter Kumpel, müssen Sie wissen, aber wenn er einen geschnasselt hat, hakt manchmal was bei ihm aus. Und so hat er mir denn auch aus heiterem Himmel ein Ding verpaßt, daß ich auf die Bretter ging. Das war alles."

„Und Ihr Geld?" fragt Leutnant Rösler verblüfft. „Wieviel Geld hatten Sie in der Brieftasche?" – „Achtzig Mark." – „Ja, und die sind weg!" – „Seltsam, das hätte ich dem Karl aber nicht zugetraut. Na, der kann vielleicht was erleben!"

„Nur keine Aufregung", meint Oberleutnant Claus. „Werden Sie erst mal richtig gesund. Wir kümmern uns inzwischen schon um die Angelegenheit."

Doch das erweist sich als ziemlich schwierig, denn Karl Müller fällt offensichtlich aus allen Wolken, als man ihn ins Gebet nimmt.

„Nei . . . , nein so was", stottert er, „das muß ein Irrtum sein. Gezischt hatte ich einen, an jenem Tag, das stimmt. Und wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich auch nicht mehr genau. Aber einen guten Bekannten umhauen und ihm sogar das Geld wegnehmen, nee, da müßte noch eine Spur von Erinnerung sein. Und überhaupt – das Geld hätte ich ja am nächsten Tag finden müssen. Aber ich war so ziemlich blank, als ich mir die Taschen umstülpte."

Oberleutnant Claus blickt ihn nur finster an und läßt von Müller die Fingerabdrücke nehmen. Sie sind mit den gesicherten Abdrücken nicht identisch!

„Gut", sagt Claus zu Leutnant Rösler, „jetzt kann uns nur eine Gegenüberstellung weiterhelfen. Der Geschädigte allerdings braucht noch Schonung – bestellen Sie erst einmal den Funke mit seiner Freundin her, vielleicht erkennen die in Müller jenen Betrunkenen wieder, von dem sie erzählten."

Fünf Männer im Straßenanzug, mit wirr im Gesicht hängenden Haaren, stehen in einer Reihe längs der Zimmerwand.

„Da", sagt Herbert Funke mit gedämpfter Stimme, „da ist er – der Zweite von links!"

Der Zweite von links, ja, das ist Müller, denkt der Oberleutnant. Laut sagt er: „Na gut, wir werden sehen, ob Ihre Freundin der gleichen Meinung ist. – Genosse Rösler, bitten Sie sie herein!"

Auch das Mädchen identifiziert Müller als den nächtlichen Passanten. Doch die ungewohnte Prozedur scheint sie sehr zu erregen – plötzlich geben ihre Knie nach, und sie schwankt haltsuchend auf einen Stuhl zu.

Leutnant Rösler eilt ihr zu Hilfe. „Schnell", ruft

er, „Herr Funke, auf dem Tisch die Karaffe, gießen Sie ein Glas Wasser ein!"
Eilig kommt dieser der Aufforderung nach und atmet auf, als das so unerwartet erbleichte Gesicht des Mädchens langsam wieder etwas Farbe bekommt. Erleichtert stellt er das Glas auf den Tisch. „Zum Glück nichts Schlimmes", meint er zu Claus, doch der nickt nur zerstreut.
„Entschuldigen Sie mich bitte einen Moment", erklärt er hastig, „gönnen wir der Dame noch einen Moment Ruhe. Ich bin gleich wieder da, dann können Sie das Protokoll unterschreiben."
Auf dem Wege zur Tür dreht er sich jedoch noch einmal um, holt das Glas. „Das kann gleich mit abgewaschen werden", murmelt er dabei vor sich hin.
Immerhin dauert es doch fast eine halbe Stunde, bis er wieder ins Zimmer tritt. In der Hand hält er Folien mit deutlich erkennbaren Fingerabdrücken.
„Sehen Sie, Herr Funke oder richtiger: Herr Franke, das hier sind Ihre Abdrücke vom Glas und dieses hier die Abdrücke von der aufgefundenen Brieftasche. Sie stimmen überein!"
Erschrocken fährt der Angesprochene zusammen.
„Tja", spricht Oberleutnant Claus mit überlegener Ruhe weiter, „niedergeschlagen wurde der Mann von Müller, aber beraubt haben Sie ihn – während Ihre Freundin zum Notrufmelder lief. Das ist leichter, als in Ladenkeller einbrechen, wie?"
Jetzt scheint Franke einer Ohnmacht nahe zu sein. Doch Claus läßt nicht locker: „Der Mann, der 1951 bei dem Laubenbrand ums Leben kam, hieß Herbert Funke – stimmt das?" Leichenblaß nickt Franke. „Ja", sagt er dann tonlos. „Unsere Namen waren ähnlich, die Papiere verbrannten, und man verwechselte uns im Krankenhaus. Herbert kam nicht mehr zur Besinnung und starb den Tag darauf. Er war alleinstehend – niemand vermißte ihn. Mit neuen Ausweisen auf seinen Namen ging ich dann in die DDR zurück."



Illustrationen: Kurt Küfer



Modell des 150-Tonnen-Großkampfwagens „K“ (Kolossal). Bis November 1918 wurden zwei Exemplare hergestellt. Sie gelangten nicht mehr zur Fahrerprobung. Die Bewaffnung bestand aus vier 7,7-cm-Kanonen und sieben sMG.

Hauptmann Dr. Manfred Lachmann



Hervorgerufen durch die Wirkung der vor dem Kriege fast nicht beachteten Abwehrkraft des Mehrladegewehres, des modernen Feldgeschützes und vor allem des Maschinengewehres lagen sich seit November 1914 die deutschen, britischen und französischen Armeen in einem immer dichter werdenden Stellungssystem mit Sperren und Hindernissen aller Art gegenüber.

In den folgenden Jahren suchten beide kriegführenden Seiten fieberhaft nach Wegen, um den Krieg aus der „Sackgasse des Stellungskampfes“ herauszuführen. Der kaiserliche deutsche Generalstab orientierte sich auf die verbesserte Angriffstaktik einer zweckmäßig bewaffneten und von der Artillerie wirksam unterstützten „Sturm-Infanterie“, um die tiefgestaffelte Verteidigungszone zu durchbrechen. England und Frankreich wählten eine andere Methode. Sie erkannten die durch die Heeresmotorisierung gebotenen Möglichkeiten und entschieden sich für den Panzerkampfwagen.

Am 15. September 1916 erschienen an der Somme erstmalig 49 englische Panzerkampfwagen vom Typ Mark I auf dem Schlachtfeld. Sie kündeten eine Umwälzung in der Kriegführung an. Bereits ein gutes Jahr danach, am 20. November 1917, führte der überraschende Einsatz mehrerer hundert englischer Kampfwagen bei Cambrai zu einer empfindlichen Krise in der deutschen Verteidigung, die nur durch den Einsatz letzter Reserven überwunden werden konnte. Für das Jahr 1918 gab die französische Heeresverwaltung 4000 Kampfwagen in Auftrag. Das britische Kriegsministerium bestellte sogar 5000 Tanks. Sie griffen immer erfolgreicher in die Kampfhandlungen ein.

Dieser Entwicklung konnte die deutsche Armee so gut wie nichts entgegensetzen. Zwar erschienen im März des Jahres 1918 die ersten deutschen Panzerkampfwagen an der Front, aber damit konnte das hoffnungslose Zurückbleiben auf diesem Gebiet nicht beseitigt werden.

Vor dem ersten Weltkrieg hatten die maßgeblichen Stellen im Großen Generalstab und im Preußischen Kriegsministerium der Panzerentwicklung überhaupt keine Beachtung geschenkt, obwohl die theoretischen und die materiellen Voraussetzungen dafür in Deutschland durchaus gegeben waren. So gab es eine ganze Reihe von Erfahrungen, die beim Bau von schweren Schleppern gemacht worden waren, der Motorenbau war relativ weit entwickelt, die deutsche Stahlindustrie stand in der Panzerplattenherstellung führend da. Bereits kurz nach der Jahrhundertwende hatte die Firma Daimler einen gepanzerten und bewaffneten Kraftwagen, den Versuchswagen „04/05“ vorgeführt, der nicht beachtet wurde. Anderen Projekten, wie z. B. dem „Kraftfahrgeschütz“ des Österreichers Burstyn, erging es ebenso.

Auch nach Kriegsbeginn änderte sich nichts.

Erst im Oktober 1916 erhielt die Verkehrsabteilung A7V im Preußischen Kriegsministerium die Weisung, mit der Konstruktion eines Panzerkampfwagens zu beginnen. Die Probefahrten des in Zusammenarbeit mit einigen Kraftfahrzeugfirmen entwickelten Versuchswagens, der einen Holzaufbau auf dem Fahrgestell trug, zogen sich über das ganze Jahr 1917 hin. Es zeugt von der immer noch vorhandenen Skepsis der deutschen Generalität gegenüber der neuen Waffe, daß zwar 100 Fahrzeuge mit Raupenfahrwerk, aber davon lediglich 10 Kampfwagen in Auftrag gegeben wurden.

Ohne deren Fertigstellung abzuwarten, wurde gleichzeitig die Arbeit an einer ganzen Reihe weiterer Versuchsmodelle begonnen. Das führte zu einer erneuten Verzögerung. So konnten erst zu Beginn des Jahres 1918 die ersten deutschen Kampfwagenabteilungen aufgestellt werden. Sie erhielten den nach der Verkehrsabteilung des Kriegsministeriums benannten „Schweren A7V-Kampfwagen.“

Das Fahrzeug war mit einer 5,7-cm-Kanone (belgisches Beutegeschütz) und mit 6 schweren Ma-

schinengewehren bestückt. Das Geschütz und zwei sMG befanden sich im vorderen, die anderen vier sMG im hinteren Gefechtsraum. Im Turm saßen der Kommandant und der Fahrer des Kampfwagens. Die Gefechtsräume und der Turm waren durch zwei Gänge verbunden. Die Befehlsübermittlung vom Kommandanten zu den verschiedenen Waffen erfolgte durch Lichtsignale, zum Geschütz durch eine Zielweiserskala. Außerdem stand eine Gefechtsordonnanz bereit, um mündliche Befehle zu überbringen.
Die beiden Raupenbänder wurden von zwei 100-PS-Vierzylinder-Daimler-Motoren angetrieben. Zwei unter dem vorderen Gefechtsraum befindliche Behälter faßten 500 Liter Kraftstoff. Die Geschwindigkeit betrug auf fester Straße 12–15 km/h. Im Trichtergelände schwankte sie zwischen 4 und 9 km/h. Der Panzer war 7,35 m lang, 3,30 m breit und 3,03 m hoch. Er konnte Gräben und Trichter bis zu 2,5 Metern überschreiten. Gegenüber den englischen und französischen Modellen hatte er jedoch einen erheblichen Nachteil. Die Raupenketten des A7V liefen unter der Panzerhaube. Das setzte seiner Beweglichkeit im zerwühlten Stellungsgelände relativ enge Grenzen. Deshalb wurde sehr bald nach gegnerischem Vorbild eine Version mit außen umlaufenden Ketten entwikkelt (A7V U), die aber nicht mehr an die Front gekommen ist.

Insgesamt wurden nur 20 A7V-Kampfwagen hergestellt. Mit einigen Beutekampfwagen bildeten sie die Panzerwaffe der kaiserlichen deutschen Armee, die im Herbst 1918 aus drei „deutschen" (A7V)- und sechs „Beutekampfwagen-Abteilungen" mit je fünf Gefechtsfahrzeugen bestand. Sie wurden in einer Reihe von Gefechten zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie eingesetzt, ohne dabei nennenswerte Erfolge zu erzielen.

Die Hauptursache für das offensichtliche Zurückbleiben der deutschen Panzerwaffe im ersten Weltkrieg ist also in der Kurzsichtigkeit und dem mangelnden Verständnis der verantwortlichen Stellen der kaiserlichen Armee einerseits und andererseits im Profitstreben der deutschen Rüstungsmonopole zu suchen.

Aber auch wenn sie die Bedeutung der neuen Waffe erkannt hätten: Der Krieg war für den deutschen Imperialismus längst verloren, die Niederlage gesetzmäßig besiegelt. Auch eine groß aufgezogene Panzerwaffe hätte nichts an dieser Tatsache geändert.



Der „Schwere A7V-Kampfwagen" hatte eine Masse von 32 t und eine Besatzung von 1 Offizier und 17 bis 25 Mann. Nach 35 Einsatzkilometern mußte der Panzer überholt werden. Dazu war es notwendig, die Fahrzeuge per Eisenbahn zur Basis zu bringen, weil nur dort die Vorrichtungen für die Abnahme der Panzerhaube waren, um an die Aggregate sowie an den Motor heranzukommen.



Englischer Kampfwagen „Mark IV", seit 1917 in großen Mengen eingesetzt. Charakteristisch sind die außen umlaufenden Raupenketten und die seitlichen Waffenerker. Dieser Typ wurde von den deutschen „Beutekampfwagen-Abteilungen" verwendet.



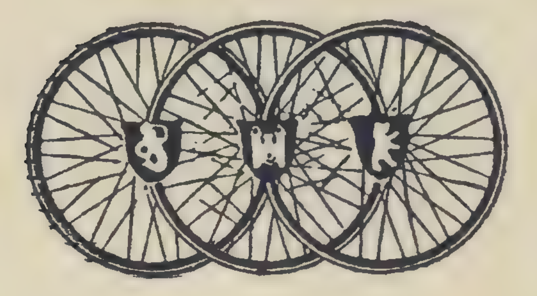
Versuchsmodell A7V U (mit außen umlaufender Kette). Die Nachahmung der englischen „Mark"-Panzer bei diesem Modell läßt sich auch an den seitlichen Geschützerkern erkennen.



Kaum am Ziel muß Klaus Ampler die Fragen der Reporter beantworten, während Unterfeldwebel Siegfried Witte seinem Schützling die Decke über die Schultern legt.

SOLDATEN waren dabei

VON MAJOR GUNTHER WIRTH



Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren... Die Kolonne, die an diesem unfreundlichen Maitag des Jahres 1965 durch Cottbus marschiert, sieht beim ersten Hinsehen nicht wie eine militärische Einheit aus: Statt der steingrauen Uniform tragen sie dunkelblaue Trainingsanzüge, keine knallenden Stiefeltritte dröhnen auf dem Pflaster, sondern sie kommen auf leisen (Turnschuh-)Sohlen, ihr „Stahlhelm" ist heute aus dünnem Stoff – ein kleines Sport-Toto-Mützchen, und auf der Brust tragen die Marschierenden Startnummern und unterm Arm Wolldecken.

Eine etwas ungewöhnliche Ausrüstung für Soldaten – und dennoch, es sind Soldaten. Der exakte Gleichschritt, die gestochene Seitenrichtung verraten es.

Was die „Maskerade" auf sich hat, errät man bald. Die Kolonne marschiert ins „Max-Reimann-Stadion" ein. Das ist trotz des naßkalten Wetters bis auf den letzten Platz gefüllt. Es herrscht großartige, erwartungsvolle Stimmung. Über den Lautsprecher kommen Streckenmeldungen, die Zehntausende proben Hochrufe, Fähnchenschwenken, Gratulationslieder – Cottbus ist Etappenstadt der XVIII. Internationalen Friedensfahrt. Und 106 Soldaten der Einheit Poscher sind dabei, nicht als einfache Zuschauer auf den Rängen – sie marschieren in den Innenraum, sie sind selbst Akteure der großen Fahrt. Sie werden die Fahrer sofort nach dem Überqueren des Zielstrichs in ihre persönliche Obhut nehmen.

Aber noch kämpfen die Pedalritter auf der Landstraße gegen Sturm und Regen. Auch den Cottbussern im „Max-Reimann-Stadion" wird das Warten nicht leicht: Kurz vor Ankunft der Fahrer öffnet der Himmel seine Schleusen. Hagelschauer prasseln hernieder, der Sturm zerfetzt Fahnen, die Aschenbahn steht in Minuten unter Wasser. Tausende rennen, retten, flüchten...

Aber der Wettergott hat ein Einsehen. Als die ersten Fahrer eintreffen, bleibt es wenigstens von oben trocken, und die Ränge sind wieder dicht gefüllt. Die Betreuer-Soldaten treten in Aktion.

Fast ein Jahr später treffen wir bei einem Besuch bei der ASG Cottbus einige von ihnen wieder. Da ist Hauptmann Hermann Valder, Sportoffizier der Einheit und Mitglied der ASG-Leitung. Seit 1963 tut er seinen Dienst in dem Cottbusser Truppenteil, und seit dem Ausbildungsjahr 1963/64 trägt auch die ASG Vorwärts Cottbus – nicht zuletzt dank seiner Aktivität – den Titel „Beste Armeesportgemeinschaft". Schon im Januar 1965 trug er dem Etappen-Org.-Komitee die Unterstützung seiner ASG an. „Sie können sich vorstellen, was hier los war, als bekannt wurde, daß die besten Sportgruppen und die besten und aktivsten Sportler unserer ASG als Betreuer der Friedensfahrer eingesetzt werden. Alle „ackerten", um die Wettbewerbsaufgaben zu erfüllen. Einen Ampler oder Appler, einen Tscherepowitsch oder Petrow in persönliche Pflege zu nehmen, das reizte schon."

Unterfeldwebel Harro Geist bestätigt das: „Bei uns im Pionierzug war vorher eigentlich nicht



allzuviel los im Sport, aber jetzt wurden alle ziemlich munter."
In fast allen Sportgruppen entwickelte sich so etwas wie Friedensfahrt- oder Wettbewerbsstimmung. Die Beteiligung an Meisterschaften des Truppenteils und an den Fernwettkämpfen nahm zu, man trainierte fleißig für das Sportabzeichen, und wenn der Kassierer aufkreuzte, zückten auch alle bereitwillig ihr Portemonnaie, um pünktlich ihren Beitrag zu zahlen.

Noch heute schwärmen die „Friedensfahrer" der Einheit von diesem Tag.

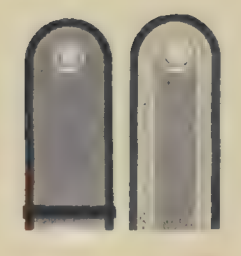
„Meine Sportgruppe bekam die DDR-Mannschaft, ich persönlich Klaus Ampler, unseren Mannschaftskapitän." Unterfeldwebel Siegfried Witte „schwelgt" in Erinnerungen.

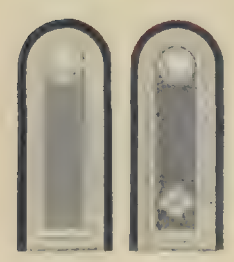
„War das ein Wetter, eigentlich war es schon gar kein Wetter mehr. Wir wurden pitschnaß. Aber die Decke für den Fahrer hüteten wir wie ein Kleinod. Damit sie nicht naß wurde, deckten wir sie mit dem Körper. Trotzdem fieberten wir für unsere Mannschaft, es waren ja diesmal im wahrsten Sinne des Wortes ‚Unsere'. Im Stadion legten sie dann noch einmal ihre letzten Kräfte in die Pedalen. Wasser und Dreck spritzten hoch auf. Die Fahrer waren völlig durchweicht, aber dennoch strahlten sie, und wir mit. ‚Unsere' waren Etappensieger des Mannschaftszeitfahrens geworden. Und dann der Jubel, Gratulationen, Reporter, Fernsehen. Und wir mitten drin — es war Klasse!"

Unterfeldwebel Hans-Jürgen Pigard und Gefreiter Klaus Bareuther, die kubanische Fahrer unter ihren Fittichen hatten, sprechen noch heute voll Hochachtung von ihren Schützlingen: „Den Kubanern machten Kälte und Nässe besonders zu schaffen. Sie waren völlig erschöpft. Wir nahmen ihnen das Rad ab, legten ihnen die Decke um und versorgten sie mit heißen Getränken und warmen Würstchen. Bald hatten sie sich wieder erholt, und als sie schon im Bus saßen, der sie zum Quartier bringen sollte, bedankten sich die sympathischen Fahrer noch einmal für die Betreuung."

Über eins sind sie sich alle einig, ob Hauptmann Valder, der für die Soldaten seiner ASG diese „Unwetteretappe" organisiert hatte, oder die „Akteure" selbst, die die Fahrer betreuten: Es war zwar ein Sauwetter, aber ein großer Tag!
Sicher trug auch dieses Erlebnis mit dazu bei, daß Sportoffizier, Leitung und Mitglieder der ASG Vorwärts Cottbus gemeinsam aktiv und ideenreich Sport treiben.

UNTEROFFIZIERE aus der Retorte?





Spaß muß sein.
Machen Sie sich also einen und stellen Sie Ihren Freund oder meinetwegen auch Ihre Freundin auf eine (psychologische) Probe. Ich hab's gemacht, und zwar in der Weise, daß ich einen guten Bekannten bat, er möge zu einem Begriff, den ich ihm sogleich nennen werde, aus dem Stegreif heraus alles sagen, was ihm dazu gerade in den Sinn komme.
Stichwort: Unteroffizier.

Und schon sprudelte er los: „Zackige Kommandos, laute Stimme — Exerzieren — linksum, rechtsum — Seitenrichtung, Blickwendung — Stubendurchgang — Bettenbau, Wäsche Kante auf Kante — hat viel Silber an der Jacke, auch am Kragen — kommandiert herum, schreit (heute auch noch?) — 08/15, auch irgendein Buch — Exerzierausbildung, Kasernenhofdrill — Stubenkontrolle, prüft Sauberkeit und Ordnung — Disziplin — Grüßen — ‚Bitte vorbeigehen zu dürfen!' — dann: Marschieren — ‚Singen, ein Lied!' — immer zackig — Antreten — gefürchteter Mann, früher jedenfalls — na, ja: Ausbildung macht er . . ."
Schluß.
Als wir uns hinterher die wortgetreue Liste seiner Assoziationen ansahen, lachte er ein wenig verlegen.
„Das war doch nicht bloß Spaß?"
Eben. Trotzdem hat's Spaß gemacht, und es war aufschlußreich. Nun ist mein Bekannter weder lebensfremd noch nach rückwärts orientiert, sondern ein vierundzwanzigjähriger Arbeiter, der sich hier zuhause und mit der Republik verbunden fühlt. In seinen Mußestunden beschäftigt er sich mit Philosophie, liest gern und viel. Und so setzte er in der weiteren Unterhaltung manchen klugen Gedanken hinzu, der „seinen" spontan charakterisierten Unteroffizier weitaus sympathischer und auch zeitbezogener erscheinen ließ. Was den Unteroffizier unserer Armee angeht, fand sich das vordem so oft genannte „Exerzierreglement" nur noch am Rande wieder — in jenen Relationen, die den Realitäten entsprechen.

Der Unteroffizier von heute: Was ist das, wer ist es, was hat er zu tun?

Hält man sich an den (oder die) Buchstaben, so sind es in der Innendienstvorschrift immerhin 3179, die — zu 394 Wörtern zusammengezogen — seine Aufgaben präzisieren. Von vielem ist da die Rede. Doch bevor wir näher darauf eingehen, vielleicht eine Frage: Worin sehen denn Sie die hauptsächlichen Aufgaben eines Unteroffiziers, wohlgemerkt immer des Unteroffiziers als Gruppenführer, Panzerkommandant, Geschützführer, eben als Kommandeur?

Rudolf Kintscheck, 56, Friseurmeister, sieht in ihm „jenen Mann, der den Soldaten das miltärische Einmaleins beizubringen hat". Brigitte Deutsch, 20, Studentin, macht ihn besonders „für Disziplin und Ordnung" verantwortlich, Werner Trings, 31, Bohrwerksmeister, für „das Exerzieren und die einfache Geländeausbildung". Ähnlich stehen auch bei Gisela Wolff, 19, Lehrling, und Harald Stock, 72, Rentner, reine Ausbildungsfragen im Vordergrund. Während Günter Rölling, 22, Bergmann, die erzieherische Seite betont, vergleicht ihn Gustav Wels, 67, Rentner, mit einem „Schießlehrer". Aus eigenem Erleben betrachtet Flieger Gerd Eichhorn, 23, die Sache: „Wenn man aus dem Zivilleben kommt, fällt es einem nicht leicht, sich auf das militärische Leben umzustellen. Da braucht man einen Unteroffizier, der einem mit Rat und Tat zur Seite steht. Auch für persönliche Probleme muß er Zeit und Verständnis haben; schließlich ist der Soldat kein Roboter. Ohne gegenseitige Hilfe,

MITARBEIT: Sylvio Bergmann, Unterleutnant Lutz Kuhnert, Oberfeldwebel Wolfgang John, Stabsmatrose Rolf Gebhardt, Leutnant Hans-Jürgen Redlich, Feldwebel d. R. Manfred Brenner, Stabsfeldwebel Horst Gehrke, Rolf Schweigert, Unteroffizier Eberhard Derlig, Unterleutnant Peter Müller.

ohne Vertrauen zueinander geht es nicht. Der Unteroffizier muß in erster Linie Mensch sein, Kamerad und Erzieher seiner Unterstellten."

Eine gute Kommandostimme macht folglich bei weitem noch keinen guten Unteroffizier. In einer Befragung von 59 Armeeangehörigen, 41 Reservisten und 96 weiteren Bürgern stellten 57% deshalb die erzieherische Funktion des Unteroffiziers an die erste Stelle seines Aufgabenbereichs — dergestalt, daß er, um mit dem Stabsgefreiten Klaus Dieter Wölck, 24, zu sprechen, aus einem „lose zusammengewürfelten Soldatenhaufen ein festes militärisches Kampfkollektiv entwickeln muß, in dem er der politische und militärische Kopf ist und das im Kampf um die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft, im Dienst für das sozialistische Vaterland eng zusammensteht und handelt wie ein Mann".

Das ist ganz gewiß leichter gesagt als getan. „Erziehung ist eine langwierige und schwere Sache", sagte Lenin. „Mit einem Dekret ist es da nicht getan. Wir müssen mit Geduld und Geschick vorgehen." Ist es allgemein schon so, wie kompliziert und verantwortungsvoll ist es dann erst in der Armee? In keinem anderen Bereich des gesellschaftlichen Lebens unserer Republik ist



der junge Mensch vor solcherart Konsequenzen und Entscheidungen gestellt wie als Soldat. Quer durch Deutschland geht die Trennungslinie zwischen den beiden großen Weltlagern. Der Soldat der Nationalen Volksarmee sieht sich dem potentiellen Aggressor unmittelbar gegenüber, der Grenzsoldat steht faktisch in Tuchfühlung zu ihm. Deutschland ist ein durch den Imperialismus gespaltenes Land. Viele Soldaten haben Verwandte im anderen Teil – Verwandte, die vielleicht sogar in der Bundeswehr dienen und dort durch eine antikommunistische Verhetzung ohnegleichen auf den Krieg gegen das sozialistische Deutschland gedrillt werden. Genügt es da, Unteroffiziere zu haben, die man gerade „Linksum!" und „Rechtsum!" kommandieren können? Muß der Unteroffizier da nicht zuallererst politisch klar sein, einen festen Standpunkt haben?

Sicher hat er seine Soldaten auch gut auszubilden, ihnen das Schießen beizubringen, auf Disziplin und Ordnung zu achten. In Sonderheit aber hat er sie, wie es die vom Staatsrat der DDR erlassene DV 10/3 fordert, „so zu erziehen, daß sie der Arbeiter-und-Bauern-Macht und der Staatsführung der Deutschen Demokratischen Republik treu ergeben sind, ehrlich und überzeugt ihren Dienst versehen, die eigene Waffe und die ihnen anvertrauten Kampfmittel lieben und schonend behandeln und bereit sind, die Feinde unseres Vaterlandes bis zum vollständigen Sieg zu bekämpfen, ohne dabei das eigene Leben zu schonen".

Zusammen mit einem Münchner Soziologen und einem Meinungsforschungsinstitut stellte der Hamburger „Stern" kürzlich eine Untersuchung an. Der Illustrierten ging es auch darum, wer heutzutage auf bundesdeutschen Kasernenhöfen herumkommandiert und welches Ansehen dieser „Berufsstand" hat. „Stern" faßt zusammen, daß „der Respekt vor diesem Berufsstand nicht sehr groß ist. Den Soldatenberuf – so sehen es viele – wählen gescheiterte Existenzen." Der Kommentar stützt sich darauf, daß z. B. 47% der befragten Bundeswehrreservisten erklärten, freiwillig gehe nur zur Armee, wer im Zivilleben nicht zurechtkommt. Je 21% nannten die Hoffnung auf guten Verdienst bzw. Idealismus als Motiv, je 14% Familientradition und Geltungsbedürfnis, 12% Abenteuerlust. Wo sollte in einer Revanchearmee auch der Nährboden für edle Motive sein!

Moralische Wertschätzung oder moralische Verurteilung des Soldatenberufs – und damit auch der Unteroffizierslaufbahn – hängen weitgehend davon ab, wo und unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen er ausgeübt wird, in welcher Armee welchen Staates. Sage mir, wem du dienst, und ich sage dir, wer du bist. „Unteroffizier, verantwortlich für die Erziehung und Heranbildung junger Soldaten zu sein, ist in unserer Republik nicht nur etwas Schönes, sondern etwas höchst Ehrenvolles", bemerkt Oberstleutnant Jochen Herzog, 34. „Der Soldat auf Zeit dient aus freien Stücken, trägt mehr als ein anderer Verantwortung und nimmt für unsere gemeinsame Sache, für den militärischen Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes Entbehrungen in Kauf, er leistet bestimmte Verzichte und ordnet seine persönlichen Interessen den gesellschaftlichen unter. Das macht ihn zu einem angesehenen Mann bei uns."

Bitte, machen wir die Probe aufs Exempel. In einer AR-Befragung baten wir 196 Personen, uns zu sagen, aus welchen Gründen ihrer Meinung heute jemand die Unteroffizierslaufbahn einschlägt. Es antworteten:

52% – weil er sich als Unteroffizier eine interessante und verantwortungsvolle Tätigkeit erhofft.

37% – weil er sich in besonderem Maße für den militärischen Schutz der Republik verantwortlich fühlt.

35% – weil er sich ganz allgemein für das Waffenhandwerk begeistert.

28% – weil ihn die erzieherische Aufgabe im Umgang mit den Soldaten reizt.

WAS DER UNTEROFFIZIER IN SPE BEREITS MITBRINGEN SOLL

Frage: Sie wissen sicherlich, daß der Unteroffizier eine spezielle Ausbildung für seine Kommandeursfunktion bekommt, wo er u. a. auch die nötige militärfachliche Qualifikation erwirbt. Welche allgemeinen Voraussetzungen müßte er Ihrer Meinung nach schon mitbringen, um Unteroffizier werden zu können?

	Armeeangehörige	Reservisten	Zivilisten	Gesamt
Abschluß der 10. Klasse	53%	64%	72%	64%
Klassenbewußtsein und politische Bildung	30%	44%	30%	33%
Facharbeiterabschluß	20%	34%	25%	25%
Lebenserfahrung und menschliche Reife	25%	40%	15%	23%
Pädagogische Erfahrungen	25%	27%	18%	22%
Lust und Liebe für seine Aufgabe	20%	12%	6%	12%
Gute sportliche Leistungen	8%	–	7%	6%
Vormilitärische Ausbildung in der GST	7%	5%	5%	6%
Mindestalter 20 Jahre	8%	7%	3%	6%
Sicheres Auftreten und Kommandostimme	5%	2%	6%	5%

Unteroffiziersparagraphen

Als Gruppenführer ist der Unteroffizier unmittelbarer Vorgesetzter aller Angehörigen seiner Gruppe und verantwortlich für ihre Erziehung, Ausbildung und Disziplin. Seine Dienstzeit beträgt als Soldat auf Zeit mindestens drei Jahre. Während der meist zwanzigwöchigen Unteroffiziersausbildung bekommt er monatlich 180,– MDN plus 25,– MDN Wohnungsgeld für Verheiratete. Ferner können verheiratete Unteroffiziersschüler, deren Ehefrauen erwerbsunfähig sind und über keine eigenen Einkünfte verfügen, monatlich 90,– MDN für die Frau und 30,– MDN für jedes Kind erhalten, höchstens aber 180,– MDN insgesamt. Nach der Ernennung zum Unteroffizier gibt es 430,– MDN im Monat. Späterhin ist eine Beförderung bis zum Feldwebel möglich. Soldaten auf Zeit erhalten je nach Dienstjahren 18, 19 oder 20 Tage Jahresurlaub und können in der Regel aller sechs Wochen in Kurzurlaub fahren. Entsprechend den dienstlichen Möglichkeiten können Unteroffiziere täglich bis zum Wecken ausgehen. Nach der ehrenvollen Entlassung genießen sie die besondere Förderung des Staates. Wer studieren möchte, wird bei Eignung vorrangig zugelassen und kann ein Zusatzstipendium erhalten. Die Armeedienstzeit wird auf die Dauer der Betriebszugehörigkeit angerechnet. Bei der NVA erworbene fachliche Qualifikationen werden im Berufsleben anerkannt.

Folglich würden z. B. 83% der Reservisten einem jungen Mann, der sie um Rat bittet, ob er sich als Soldat auf Zeit verpflichten und die Unteroffizierslaufbahn einschlagen solle, eine zustimmende Empfehlung geben.

Trotzdem bleibt die Frage: Wer kann, wer sollte Unteroffizier werden?

„Vorweg", wirft Feldwebel Sigurd Hannsbach, 26, ein, „muß erst einmal gesagt werden: Unteroffiziere lassen sich weder chemisch rein aus der Retorte ziehen noch auf der Unteroffiziersschule ‚herstellen'. Die Unteroffiziersausbildung kann im wesentlichen nur militärische Fachkenntnisse vermitteln. Wenn man so will: Hier können weitere Gütegrade hinzugegeben werden. Die entscheidenden Voraussetzungen und Qualitäten aber muß der künftige Unteroffizier bereits mitbringen."

Recht hat er. Die Unteroffiziersausbildung kann nur auf Vorhandenem aufbauen, es ergänzen, vertiefen und in die speziellen Bahnen des militärischen Dienstes lenken. Gute, erfahrene Erzieher lassen sich nicht am Fließband produzieren. Darum auch die Kritik des Gefreiten Bernd Tronke, 22: „Gut ausgebildet sind unsere Unteroffiziere schon. Nur fehlt ihnen Menschenkenntnis und Erfahrung im richtigen Umgang mit den Soldaten." Aus den gleichen Beobachtungen heraus schlußfolgert Obermatrose Harald Henschel, 24, daß ihre „pädagogische Ausbildung verbessert werden müßte".

Ohne Zweifel gibt es da einiges zu tun, besser zu machen. Doch mir scheint, das ist die sekundäre Frage. Viel, viel bedeutsamer dürfte die richtige Auswahl der Unteroffiziersbewerber sein – mehr Wert darauf zu legen, daß sie bereits die entscheidenden Qualitäten mitbringen. Hier haben vor allem auch die gesellschaftlichen Kräfte unserer Republik eine Aufgabe, allen voran die FDJ.

„Der Soldat auf Zeit", resümiert Unterfeldwebel Udo Preitsch, 26, „muß ein klassenbewußter Arbeiter sein, der schon aus seiner bisherigen Tätigkeit über Erfahrungen in der Leitung eines Kollektivs verfügt. Ein hoher Bildungsstand, als weiteres Moment, versteht sich dabei wohl von selbst." „Zudem müßte er eine abgeschlossene Berufsausbildung haben", ergänzt Soldat Bernd Rettberg, 20. „Er sollte nicht nur mit silbernen Tressen, sondern vor allem als Mensch, als Kamerad und Genosse etwas ‚darstellen'. Er muß so sein, daß die Soldaten, wenn's drauf ankommt, für ihn durchs Feuer gehen!"

Unsere Zeit, unsere Armee braucht Kämpfernaturen, mutige Streiter für den Sozialismus. Sie braucht feste Kampfkollektive junger Sozialisten, die wissen, wo ihr Freund und wo ihr Feind steht, wofür sie die Waffen tragen und gegen wen. Armeegeneral Heinz Hoffmann: „Wir brauchen nicht nur Militärspezialisten, sondern zugleich Klassenkämpfer, die fest und entschlossen hinter der Politik der SED und der Nationalen Front stehen und für sie mit ihrer ganzen Person, wenn nötig, mit dem Leben eintreten."

Es ist Pflicht, Aufgabe und Verantwortung des Unteroffiziers, an diesem Erziehungsprozeß mitzuwirken. Das kann er nur, wenn sich in seiner Person das K des fachlichen Könnens mit dem des Klassenbewußtseins verbindet, wenn er nicht nur militärisch, sondern auch politisch gebildet ist, wenn er selbst für die sozialistische Sache brennt, auf deren Verteidigung er seine Soldaten vorbereiten soll.

Ihr

Karl Heinz Freitag



Erzählung von Hauptmann Lothar Kitzing

Hannemann, geh du voran!

Oberleutnant Donath saß, wie immer um diese Zeit, in seinem Dienstzimmer am Schreibtisch. Er liebte diese besinnliche halbe Stunde nach dem Mittagessen. Heute war er allerdings etwas verstimmt. Das war jetzt das dritte Mal, daß sich der Soldat Kuhlmann ungebührlich gegenüber einem Unteroffizier betragen hatte. Oberleutnant Donath war sich nicht schlüssig. Diesmal bestrafen? Das wäre das einfachste. Die Ellenbogen aufgestützt, starrte er gedankenvoll ins Leere. Die Kompanie war für ihn noch immer ein verschwommenes Etwas, aus dem nur einige bekannte Gesichter wie aus einem Nebel auftauchten; Miering zum Beispiel, den kannte er schon von früher als TA. Ein prachtvoller Bursche. Ein As, das wußte das ganze Bataillon. Dann noch die Zugführer, der Spieß, acht oder zehn Soldaten – das war alles. Als er vor drei Wochen die Kompanie übernahm, gab es nur eine formale Übergabe, keine Hintergrundinformationen. Jetzt rächte sich das. Denn warum passierte das gerade Miering zweimal, und warum jedesmal mit Kuhlmann? ‚Ein bewußtes Mitglied unserer Partei', so stand es in der Kaderakte. Bei beiden Genossen! Ein intelligenter Bursche, dieser Kuhlmann. Aber allem Anschein nach ein renitenter Neunmalkluger, wenn man Miering glauben durfte.

Oberleutnant Donath sah auf die Uhr. Die Zeit war um und noch kein Entschluß gefaßt. „Also, Parteiversammlung!" dachte er laut.
Genosse Will, der Parteigruppenorganisator, würde gewiß seiner Meinung sein. Die Genossen sollten selbst Stellung nehmen. Aber vorher würde er sich den Burschen mal unter vier Augen vorknöpfen.

Verbissen und ruckartig stieß Soldat Kuhlmann den Besen über das Parkett des Kompanieklubs. Aber heute versagte diese Flucht in die Motorik, die ihm sonst immer prompt Erleichterung verschaffte. Er hätte sich ohrfeigen können! Ein starkes Stück, was er sich da geleistet hatte. Obwohl – dieser Unteroffizier Miering verdiente es nicht anders. So eine Gemeinheit; kommt ins Zimmer und hackt auf den Krugel ein: „Was, auf Ihrem Urlaubsschein steht 13 Uhr? Das ist mir egal. Sie machen erst Ihr Revier sauber!" Und Krugel, der gutartige, schüchterne Trottel, hätte doch wahrhaftig zum Besen gegriffen, wenn ich nicht dazwischengetreten wäre: „Hau ab, Krugel, ich mache das. Dieser aufgeblasene Gernegroß soll Dir nicht den Urlaub vermasseln."

Ja, das hatte er gesagt. Zwar, diese spezielle Sache verzieh er sich, denn immerhin war einem Kumpel geholfen worden. Kuhlmann bedrückte etwas anderes: Vorhin war ihm zum ersten Mal so richtig bewußt geworden, daß er in diesen ersten drei Monaten seiner Armeedienstzeit bisher mehr Ärger und Auftritte gehabt hatte, als in den drei Jahren an der Ingenieurschule und im Internat zusammengenommen. Vor allem mit Miering kam er nicht klar. Dessen Verhalten reizte ihn derartig zum Widerspruch, daß er sich im Zorn zu Bemerkungen hinreißen ließ, die gegen jeden militärischen Anstand verstießen. Daß er die Beherrschung verlor, obwohl er sich schon oft vorgenommen hatte, ruhig zu bleiben, darüber ärgerte er sich. Diesmal würde er wohl nicht um eine Bestrafung herumkommen. Das machte ihm zu schaffen. Den anderen Genossen ging es doch nicht so. Fiedler, König und Lutz zum Beispiel, die sagten ebenfalls, was sie dachten und fielen dabei nicht aus der Rolle. Sie nahmen auch vieles gar nicht so tragisch wie er. Woran lag das? Konnte man sich denn so etwas bieten lassen, ohne aus der Haut zu fahren?

In selbstgerechter Empörung stieß Kuhlmann den Besen von sich und warf sich in einen Sessel. Miering war bestimmt gleich zum Kompaniechef gerannt.

Ein heftiger Stoß an der Tür riß ihn aus seinen Gedanken. Er sprang auf und wollte zum Besen rennen, als sich die Tür öffnete, und Lutz Köhler, sein Stubenkamerad und Ladeschütze auf Mierings Panzer, herein hinkte. „So ein Quatsch, die Fliesen zu bohnern! Wer das bloß eingeführt hat." Er setzte sich ächzend. Kuhlmann, auf den Besen gestützt, sah griesgrämig dem Kameraden zu. Ihre Blicke begegneten sich. Köhler mußte lächeln. „Na, Kopf hoch!" sagte er aufmunternd, „ich dachte, der ‚Alte' hat dich schon längst in Eisen legen lassen."

Kuhlmann schwieg.

„Auf Miering läßt der ‚Alte' nichts kommen."

„Na, wenn schon", knurrte Kuhlmann bissig. „Habe ich vielleicht nicht recht? Ist er nicht ein aufgeblasener Scheich? Ich kann mir so richtig vorstellen, wie er wieder gezetert hat. – ‚Der Soldat Kuhlmann ist mir frech gekommen' ", Kuhlmann äffte gehässig die Miene und die etwas blecherne Stimme des Unteroffiziers nach, „der

denkt, als ‚Studierter' kann er sich alles erlauben. Er ist überheblich und ein undisziplinierter Klugscheißer!"

Köhler machte eine abwehrende Geste. „Du übertreibst mal wieder mächtig."

„Vielleicht nicht so, aber vor anderen hat er es schon gesagt. Wenn ich sein Gesicht, seine gekränkte-Leberwurst-Miene schon sehe, als wenn er sagen wollte: ‚... muß ich mir das gefallen lassen, ich, der beste Kommandant der Kompanie?' "

Köhler mußte jetzt lachen, tatsächlich ahmte sein Freund den Unteroffizier recht gut nach, und Miering war sowieso erst mal mißtrauisch gegen alle, die irgendwie draußen mehr als die 8-Klassen-Schule besucht hatten. Köhler hatte das an sich selbst erfahren in den ersten Tagen, aber sofort ehrlich und offen die wirklich überdurchschnittlichen Fähigkeiten des Feldwebels anerkannt, der seinen „Lumpi" in- und auswendig kannte und immer behauptete, ein Panzer habe eine Seele. Miering schaltete dann auch bald um, als er Köhlers Achtung und Interessse merkte. Sie kamen beide recht gut miteinander aus. Allerdings, dicke Freunde waren sie nicht, denn Miering wahrte Abstand. Manchmal hatte Köhler sogar den Eindruck, daß Miering wenig geneigt war, sich in andere Menschen hineinzudenken, so, als schaue er auf alle geringschätzig herab, die eben nicht, wie er, über dem Dienst und über dem Panzer alles andere vergaßen, was das Leben noch schön und reizvoll machte. Daher kam wohl seine Unduldsamkeit, die allerdings auch manchmal ihr Gutes hatte.

Er wollte gerade etwas sagen, als ein lauter Ruf aus dem Flur zu ihnen drang: „Genosse Kuhlmann, zum Kompaniechef! Kuhlmann!"

Kuhlmanns Gesicht war blaß, als er den Raum verließ.

Nachdenklich schaute Köhler dem Freund hinterher. Sie hatten viel Gemeinsames. Beide erfüllten exakt ihre dienstlichen Funktionen, beide erwarteten noch viel von der Zukunft. Köhler wollte später wieder als Lehrer arbeiten, aber es reizte ihn, ein, zwei Jahre als Unteroffizier seinen Erzieherberuf zu variieren. Deshalb hatte er vor, sich länger zu verpflichten, und so oft die Gelegenheit günstig war, nervte er Miering und die anderen Besatzungsmitglieder mit detaillierten Fragen zur Panzertechnik. Wenn Not am Mann gewesen wäre, hätte sich herausgestellt, daß er dem Richtschützen schon alles Wesentliche dieser Funktion abgesehen und abgefragt hatte. Kuhlmann dagegen las in seiner Freizeit Bücher über Regelungstechnik und büffelte englische Vokabeln, damit er sich später auch an einschlägige Literatur des Auslandes wagen konnte. Aber in einer Hinsicht waren sie wie Tag und Nacht: Köhler war zurückhaltend und ausgeglichen, Kuhlmann dagegen lebhaft und ein Draufgänger. Deswegen bewunderte insgeheim einer den anderen.

Der Ruf zum Mittagessen erscholl. Köhler erhob sich.

Die Versammlung dauerte bereits eine Stunde. Oberleutnant Donath warf einen zufriedenen Blick auf die Soldaten, die gruppenweise standen und rauchten. Er mußte jetzt lächeln, wenn er an seine Bedenken vom Sonnabend zurückdachte. Ein wenig hatte er befürchtet, daß die acht Soldaten, trotzdem sie Parteimitglieder waren, nicht objektiv genug das Verhalten ihres Kameraden beurteilen und stattdessen ihre Kritik gegen Versäumnisse der Zugführer oder Unteroffiziere richten würden. Aber das Gegenteil war eingetreten. Renz und Fiedler hatten Kuhlmann ganz schön den Kopf gewaschen. Es war schon richtig, die Soldaten in die Erziehungsarbeit mit einzuschalten. Hoffentlich fruchteten die Ermahnungen bei Kuhlmann. Keine Spur von Einsicht am Sonnabend bei der Aussprache, nur Verteidigungsreden, wie vorhin. Na, mal sehen, wie es weitergeht!

„Bitte Genossen, wir wollen weitermachen!" Alle kehrten zum Tisch zurück. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten saßen bunt durcheinander. „Wer wünscht das Wort?" fragte Leutnant Will. Kuhlmann wagte zunächst nicht aufzublicken, wer wohl als nächster gegen ihn sprechen würde. Da drang die Stimme seines Freundes an sein Ohr. Gewiß würde Lutz für ihn eintreten. Köhlers Stimme klang hell wie eine Fanfare: „Ihr wißt alle, daß Genosse Kuhlmann mein Freund ist, aber Freundschaft heißt nicht, den anderen in Schutz nehmen, wenn er unrecht hat", begann Köhler. „Jochen, nimm es mir nicht krumm", er wandte sich zu Kuhlmann, „ich glaube, du reagierst deshalb so sauer, wenn andere was falsch machen, weil du dich selbst für ziemlich unfehlbar hältst. Vielleicht übertreibe ich etwas, aber im Kern wird es wohl stimmen. Ich weiß, daß du manchmal auch Gewissensbisse hast, wenn du über das Ziel hinausschießt, aber du verzeihst dir selbst sehr schnell, was du bei anderen nicht tust. Entschuldige, ich wollte dir das schon immer mal sagen, aber, offen gestanden, ich war bisher zu feige dazu, und deine vielen guten Seiten lassen auch schnell vergessen, was du sonst manchmal verzapfst. Aber wir sollen uns auch gegenseitig erziehen."

Köhler lehnte sich wieder zurück und blickte verstohlen auf den Freund neben sich. Kuhlmann bemerkte es, aber er schaute finster und starr geradeaus. Eine dumpfe Gereiztheit hatte sich seiner bemächtigt. Allerhand, was man ihm da vorwarf! Hielt er sich denn wirklich für unfehlbar? Er glaubte, das mit gutem Gewissen verneinen zu können. Andererseits mochte er Köhler keine Gemeinheit unterstellen, so sehr er sich auch über ihn ärgerte. Aber was war es denn, das diese scharfe Kritik der anderen herausforderte? Er grübelte hin und her.

All die Jahre in den oberen Klassen und in der Ingenieurschule war er doch nie in Schwierigkeiten geraten. Als einer der Besten und als Mitglied der FDJ-Leitung hatte er viel Wertschätzung erfahren. Verdrossen kaute er auf seinen Fingernägeln. Plötzlich erinnerte er sich an einen Vorfall in der Oberschule: In einer Leitungssitzung war über die Gewinnung neuer Mitglieder gesprochen worden. Ihm sollte die Aufgabe



zufallen, einen Schüler zu werben, mit dem er mal wegen irgendeiner Kleinigkeit Streit gehabt hatte. Mit viel Geschick drückte er sich damals davor und beschwichtigte sich damit, daß „so einer" gar nichts in der FDJ zu suchen habe. In Wirklichkeit war es der Ärger darüber, daß jener bei diesem Zusammenstoß nicht sofort nachgegeben und ihn als Autorität anerkannt hatte!

Kuhlmann stöhnte unhörbar. Ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. Immer, wenn ihm jemand nicht genehm war, ließ er ihn links liegen oder kam ihm grob. Nie war er anderen, die er nicht mochte, einen Schritt entgegengekommen. Sogar, wenn es um eine gute Sache ging, stellte er seine Gefühle, seine Person über alles. Eigenliebe, Egoismus, das waren seine Haupttriebkräfte! Bei diesem Gedanken erschrak er und schaute verlegen um sich, als fürchte er, andere könnten ihm alles vom Gesicht ablesen. Aber Köhler neben ihm schien nichts von seinem inneren Zwiegespräch bemerkt zu haben, denn er lächelte und flüsterte: „Na, hast du noch Wut auf mich?"

Kuhlmann schwieg, aber der verbissene Ausdruck war von seinem Antlitz gewichen.

Aufmerksam lauschte er den Worten des Parteigruppenorganisators. Leutnant Will sprach eindringlich und mahnend: „Was meinen Sie, was bei den Nazis passiert wäre oder was heute noch in der Bonner Armee passiert, wenn ein Soldat so etwas zu einem Unteroffizier oder Feldwebel sagt? Hat Sie, Genosse Kuhlmann, jemand dafür zwanzigmal mit Gasmaske und Sondereinlagen über den Kasernenhof gejagt und dann eingebunkert? Sie werden denken, na, das wäre ja noch schöner. Und da haben Sie recht. Aber daß es das bei uns nicht gibt, ist doch schon ein Stück Sozialismus, gewissermaßen eine Vorleistung des Sozialismus an den Einzelnen, der in der Armee dient. Nicht wahr?"

Kuhlmann nickte verlegen.

„Na also. Außerdem dürfen und sollen Sie sogar sagen, wenn Ihnen etwas nicht paßt. Das fordert die Partei, das fordern die Dienstvorschriften. Also wieder ein Stück Sozialismus zu Ihrem persönlichen Vorteil. Kann man da von Ihnen nicht erwarten, daß Sie auch ein Stück Sozialismus mitbringen und sich anständig gegen Vorgesetzte aufführen?"

Beschämt blickte Kuhlmann vor sich nieder. Doch im gleichen Moment erfaßte ihn erneut Erbitterung, als er den Leutnant sagen hörte: „Und was Feldwebel Miering anbetrifft, so soll er in Zukunft als UvD bei Urlaubern einen Ersatzmann einsetzen!"

Kuhlmann ballte innerlich die Fäuste. Also einen Ersatzmann einsetzen. Weiter nichts. Kein Wort, wie der sich zu Krugel benommen hatte. Er fühlte sich tief gekränkt und verlassen.

Leutnant Will hatte ohne Erfolg um weitere Wortmeldungen gebeten. „Ich weiß schon", er lächelte und klappte sein Notizbuch zu, „im Abendprogramm kommt ‚Dr. Schlüter'."

„Moment, ich habe noch etwas zu sagen!“

Etwas unwillig schauten die Genossen auf Köhler. Der merkte wohl, daß alle zum Aufbruch drängten. Sofort verwarf er die wohlgesetzte Rede, die er sich vorgenommen hatte und platzte los: „Ich bin der Meinung, daß Feldwebel Miering auch Selbstkritik üben muß!“ Er machte eine kleine Kunstpause, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten. Er hatte richtig getippt: Die Soldaten setzten sich wieder bequem, irgendwie gespannt durch diese unerwartete Wendung. Einige Unteroffiziere tauschten verwunderte Blicke mit Feldwebel Miering. Jener winkte verstohlen ab. Seine Miene zeigte Herablassung, aber innerlich hatte er das unbestimmte Gefühl, daß da etwas Unangenehmes auf ihn zukroch. ‚Was war denn in den Kerl gefahren, daß der ihm in den Rücken fiel? Ein Mann aus der eigenen Besatzung!‘

Auch Soldat Kuhlmann sah überrascht und ungläubig auf seinen Kameraden. Erst machte der ihn hier madig nach Strich und Faden ...

Es war jetzt mucksmäuschenstill, als Köhler fortfuhr: „Es wundert mich nicht, daß die Handlungsweise des Genossen Miering so milde beurteilt wird“, er schaute zum Kompaniechef und schmunzelte, als er dessen Stirnrunzeln bemerkte. „Wir haben nämlich etwas versäumt. Die Ursachen für Kuhlmanns Verfehlung haben wir schonungslos aufgedeckt, damit er in sich geht. Es ist aber nicht mehr als recht und billig, das gleiche Verfahren auch bei dem Genossen Miering anzuwenden. Ich bitte darum, daß der Genosse Feldwebel uns sagt, warum er bei Krugel so wenig Verständnis gezeigt hat.“ Er warf noch einen Blick auf den Kompaniechef und schwieg.

Oberleutnant Donath mußte dem Soldaten innerlich recht geben. Nur, worauf wollte Köhler hinaus? Doch sollte Miering selbst erst einmal reden.

Aller Augen richteten sich auf den Angesprochenen.

Miering sah in die Runde. Ein mitleidig-spöttischer Blick aus seinen wasserblauen Augen blieb für Sekundenbruchteile an Köhler hängen und wanderte dann zu den Genossen, die da an dem mit rotem Fahnentuch belegten Tisch unter dem Leninbild saßen. Als sei er eines geheimen Einverständnisses mit ihnen sicher, sprach er langsam und herablassend: „Der Genosse Soldat hat natürlich bei uns das Recht, einen Vorgesetzten zur Rede zu stellen; doch die Demokratie kann nicht so weit gehen, daß über Befehle diskutiert wird. Ich habe dem Krugel den Befehl erteilt, weil sein Revier dreckig war, und wenn alle einfach auf Urlaub gehen wollten, ohne ...“ Ein unwilliges Gemurmel ließ ihn stocken. „Zur Sache!“

Illustrationen: Rudolf Grapentin



sagte Soldat Renz dazwischen. „Die Ursachen wollen wir wissen!"
Miering fühlte, wie ihm plötzlich Schweiß auf die Stirn trat. „Ja, wieso, was Ursachen?" sagte er verlegen. Ratlos schaute er auf die Unteroffiziere, die um ihn herumsaßen, aber die wichen betreten seinem Blick aus.

„Wir wollen wissen, warum Sie manchmal so hart gegen die Soldaten sind."

„Wieso? Das hat mir noch keiner gesagt", antwortete Miering hastig, jetzt regelrecht bestürzt. Er schickte einen hilfesuchenden Blick zu Oberleutnant Donath. Das Gemurmel schwoll wieder an. „Bitte Ruhe!" sagte Leutnant Will. Er war zornig und enttäuscht zugleich. Wie konnte Miering nur so reagieren? Das hatte er doch gar nicht nötig.

Es war wieder still geworden. Fahrig wischte sich Miering die Feuchtigkeit von der Stirn. In diesem Augenblick klopfte es. Die Tür tat sich auf und in das Zimmer trat Major Schulz, der Regimentsparteisekretär. Er machte eine entschuldigung-heischende Gebärde und setzte sich geräuschlos auf einen freien Stuhl am Fenster. Die Anwesenden sahen sich überrascht an. Nur Oberleutnant Donath verzog keine Miene. Er hatte schon so etwas geahnt. Heute morgen war er dem Parteisekretär begegnet und hatte ihm von der bevorstehenden Versammlung Mitteilung gemacht. Darauf hatte Schulz sich genau über den Anlaß berichten lassen.

Einige Sekunden herrschte Schweigen. Da räusperte sich der Major. „Darf ich mal? Ja?" fragte er und sah Leutnant Will an. Dann wandte er sich zu den Genossen. „Entschuldigt, wenn ich hier so hereinplatze. Euer Chef hat mir von dem Fall berichtet. Eigentlich möchte ich nur dem Genossen Kuhlmann persönlich etwas sagen. Wo ist er?" – „Hier!" Kuhlmann hob den Arm. Major Schulz sah ihn an. Der Soldat senkte den Kopf. Major Schulz war bei allen beliebt. Jeder wußte, daß er als Sohn eines Antifaschisten und blutjung in den Minensuchkommandos des Strafbataillons 999 zwei Jahre lang täglich zwischen Leben und Tod geschwebt hatte. Erst die Sowjetarmee befreite ihn. Vor der Zeit war so sein Haar ergraut, aber in seiner Art war er jung und elastisch geblieben und lachte gern. Um so beklommener war Kuhlmann ums Herz.

„Na, ich will Sie hier nicht vergattern, keine Bange! Ich muß auch gleich wieder gehen." Die Stimme des Majors klang ernst, aber nicht unfreundlich.

Kuhlmann hob den Kopf wieder. Major Schulz, dessen gütiger Blick weiter auf dem Soldaten ruhte, fuhr fort:

„Genosse Kuhlmann, in der Gefechtsausbildung sind Sie in Ordnung, aber im Umgang mit Vorgesetzten verhalten Sie sich wie einer, der vom Sozialismus keine Ahnung hat. Es stimmt, der Genosse Miering hat den Soldaten Krugel nicht feinfühlig und kameradschaftlich behandelt. Das paßte Ihnen nicht. Einverstanden. Aber wäre es da nicht das Beste gewesen, Sie hätten Ihrerseits nun den Feldwebel feinfühlig und kameradschaftlich auf den Mangel aufmerksam gemacht? Aber nein, Sie verfallen in den gleichen Fehler. Sie werden grob und beleidigend. Wie soll der Feldwebel da merken, daß er was verkehrt gemacht hat? Ihre Reaktion bestärkt ihn doch nur in seinem falschen Verhalten! Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Gehen Sie mit gutem Beispiel voran, dann merkt der andere, daß er abgeirrt ist vom Wege. So stur ist kein Mensch, daß er nicht Lehre annimmt, wenn sie mundgerecht serviert wird. Und daß sie mundgerecht serviert wird, d. h., daß man kameradschaftlich und mit Achtung behandelt wird, darauf hat jeder ein Recht, der mit uns an einem Strang zieht und jeder, der nicht aus Bosheit oder Feindschaft, sondern aus Unwissenheit Fehler macht. Auch Sie, Genosse Kuhlmann, haben ein Recht darauf. Auch Genosse Miering hat ein Recht darauf."

Er hielt inne und musterte Kuhlmann, der verlegen mit seinen Fingern spielte. Major Schulz sprach weiter: „Vielleicht wenden Sie ein, daß Feldwebel Miering als Vorgesetzter und Träger der Befehlsgewalt zuerst Vorbild sein muß. Das steht ja schließlich in jedem Pädagogiklehrbuch, nicht wahr? Im Prinzip stimmt das auch. Aber Feldwebel Miering, der als junger Mensch hierhergekommen ist, mußte erst einmal das lernen, was zur Verteidigung der Heimat und zur militärischen Ausbildung der Soldaten am allerwichtigsten ist. Sie, Genosse Kuhlmann, haben in dieser Zeit ruhig und in Frieden drei Jahre studiert. Durch dieses Studium oder vielleicht aus anderen Gründen wissen Sie eben vielleicht etwas besser, wie man richtig erzieht. Dann müssen Sie aber auch den Anfang bei sich selbst machen! Die sozialistischen Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen fallen nicht in ihrer idealen Form vom Himmel. Vor allem nicht, wenn ein Soldat denkt, wie Sie, was geht mich das an, sollen doch die Vorgesetzten damit anfangen, dann mache ich auch mit. Also nach dem Motto: Hannemann, geh' du voran ... Kann das die Auffassung eines Parteimitgliedes sein, eines Revolutionärs, eines Avantgardisten, der die Welt mit verändern helfen will?"

Er sah Kuhlmann noch einmal direkt ins Gesicht. „Also, denken Sie mal darüber nach. Wenn Sie das begriffen haben, geben Sie das Ihre zum 20. Jahrestag der Partei, in der wir beide sind und worauf wir beide sicher stolz sind."

Als der Parteisekretär geendet hatte, war es still im Raum. Jeder fühlte, daß die Worte ebensogut ihm gelten konnten. Kuhlmann war aufgewühlt, die widersprüchlichsten Gedanken jagten sich in ihm. Im Grunde seines Herzens gab er den Worten des Majors recht, jedoch war ihm der Gedanke noch zu neu, daß er als Soldat, als Untergebener erst mal mehr Verständnis und Einsicht aufbringen sollte als ein Vorgesetzter. Aber er ahnte bereits, daß es eben diese Selbstüberwindung war, die Major Schulz von ihm forderte und zu der er sich durchringen mußte, wenn er dem Namen eines Parteimitgliedes Ehre machen wollte.

Major Schulz hatte sich schon wieder erhoben. An

Fortsetzung auf Seite 80





Bonn-Bons

„Tünnes, ein Fensterputzer sagte mir gestern, die Vergangenheit Lübkes sei mit den Fenstern vergleichbar, die er zu putzen habe.“
„Wie meinte er das?“
„Na — undurchsichtig und dreckig!“

„Tünnes, Pfarrer Waldemar Wilken wetterte gegen die Verderbtheit in der Bundesrepublik. Er sagt, das wären Zustände wie im alten Rom.“
„Hat er recht, der Mann!“
„Aber Tünnes — wieso denn?“
„Ganz klar: Nero-faschistische!“



Zeichnung: Klimpke

„Tünnes, um Adenauer zu ehren, soll eine volkstümliche Sache seinen Namen erhalten!“
„Verstehe, bei Bismarck war es der Hering. Natürlich kommt für den Alten nur eins in Frage.“
„Und das wäre?“
„Die Spalt-Tablette!“

„Tünnes, ein Minister sagte mal wieder, die Bundesrepublik werde gegen die Oder-Neiße-Grenze mit allen Mitteln r i n g e n.“
„Aber Freistil ist das nicht!“
„Freistil?“
„Ja, — nicht jeder Griff ist erlaubt!“

„Mensch, Lemmer ist in Westberlin als Verbindungsmann für Erhard eingesetzt worden.“
„Das war Lemmer schon unter Hitler.“
„Was?“
„V-Mann!“



(UdSSR)

Wie heißen Sie jetzt?

Aus dem Mosfilm-Studio kommt der Cinemascope-Film „Wie heißen Sie jetzt?“, der vor wenigen Tagen in den Kinos unserer Republik anlief. Auf authentischen Tatsachen beruhend, gestaltete Regisseur Wladimir Tschebotarjow (nach einem Drehbuch von Juri Lukin, Michail Prudnikow und ihm selbst) eine packende Episode aus der Arbeit der sowjetischen Aufklärer während des Großen Vaterländischen Krieges.

Die Handlung beginnt im Moskau von heute. Eine große Menschenmenge hat sich auf dem Roten Platz versammelt, um einer Militärparade beizuwohnen. Unter den Tausenden befindet sich ein sowjetischer Offizier, dessen Blick auf dem Gesicht eines ausländischen Touristen haftet. Diesen Mann kennt er! Und vor seinem geistigen Auge wird noch einmal die Vergangenheit lebendig, Ereignisse, die sich vor zwanzig Jahren auf dem Feldflughafen Poloshka zutrugen. Damals kundschaftete der Offizier Waleri unter der Maske eines französischen Kochs in einem deutschen Offizierskasino die geheimen Pläne der SS-Operation „Wisent“ für die sowjetische Abwehr aus. Und dieser Mann dort, der sich jetzt als harmloser „argentinischer Viehhändler“ ausgibt, war der Standortkommandeur SS-General Gottburg ... *J.*

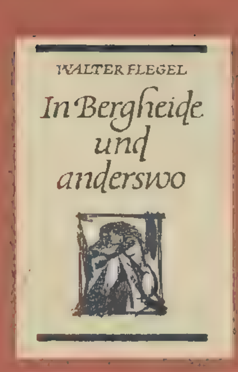


Bilder ohne Rand

Jeder Fotoamateur mit Vergrößerungsgerät verfügt wohl auch über eine Vergrößerungskassette zum Einlegen des Fotopapieres. Sie ist meist für verschiedene Papierformate einstellbar, und auch der Rand läßt sich in der Regel verstellen. Allerdings — Fotos mit Rand sind allmählich aus der Mode gekommen. Außerdem läßt sich bei randlosen Bildern das Papierformat besser ausnutzen.

Da bis jetzt nur Vergrößerungskassetten gehandelt werden, die die Anfertigung von Fotos mit Rand erlauben, muß der Bastler zur Selbsthilfe greifen. Das braucht aber nicht immer die Schere zu sein, mit der man den überflüssigen Rand einfach wegschnippelt.

Mit ein wenig Geschick kann man sich eine „randlose“ Kassette selbst bauen. Dazu wird zunächst ein Brett 240 × 300 mm benötigt, das an drei Seiten einen oben überstehenden Rahmen aus Leisten erhält. Auf das



DMV, Berlin 1966, 205 Seiten, etwa 5,60 MDN

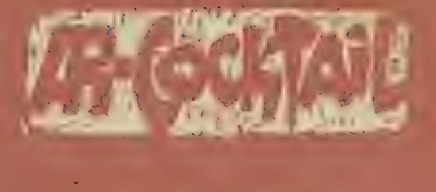
Walter Flegel:

In Bergheide und anderswo

Es ist schön, nach langer Zeit wieder etwas von einem Bekannten zu hören. Vor Jahren trat Hauptmann Walter Flegel zum ersten Mal mit seinem Buch „Wenn die Haubitzen schießen" an die Öffentlichkeit, ein Buch, dessen Verdienst auch darin bestand, die Nationale Volksarmee literarisch überhaupt erschlossen zu haben.

Nach langer Pause legt der Autor einen neuen Band vor. Es geht um die Frauen der Offiziere, die „irgendwo oben im Norden" leben, in den Siedlungen, für sich, abgeschnitten von dem, was für manche die Welt bedeutet. Und man muß die Probleme, die vielen dieser Frauen das Leben schwer machen, nicht selbst erfahren haben, der Autor macht sie nacherlebbar. Die erste Erzählung läßt die Überwindung deutlich werden, die notwendig ist, aus einer Stadt, aus Dresden zum Beispiel, dorthin zu ziehen, was man – ohne böse Absicht – Taiga nennt. Und schon in diesem ersten Teil deutet sich die gewachsene Reife des Autors an: Sparsam mit Worten, einfühlsam, differenziert gestaltet er die Gefühle dieser Menschen, die Schwierigkeiten, die vor ihnen liegen. Und es ist ein kleines bißchen schade, das der Autor, um zu einer Lösung zu gelangen, nicht auf die Hilfe von außen, von Frau Großmann, verzichten konnte. Anders und besser dann in der zweiten Erzählung. Und hier auch die Antwort auf die Frage der ersten: Kann man dort leben? Der Autor zeigt: Man kann es. Man kann sich aber auch von diesem Leben unterkriegen lassen. Kann sich zurückziehen und eine Bastion verteidigen, die sich – fern anderen Pflichten – damit begnügt, nur noch Frau eines Offiziers zu sein.

In diesen Erzählungen hat Flegel sich gefunden. Das ist ausdrucksstark, poetisch, eindringlich. Das Buch sollte bei Offizieren besonders ankommen und vor allem bei den Frauen dieser Offiziere. Man könnte meinen, es sei für sie geschrieben. Doch soll man sich nicht täuschen: Was hier zugespitzt gezeigt wird, zielt breiter, spricht nicht nur die an, die genannt sind. Es ist schön, nach langer Zeit wieder etwas von einem Bekannten zu hören. Besser aber ist es zu spüren, daß aus ihm mehr geworden ist. *Claus*



FELDWEBEL DETLEF DAHN

Geboren: 18. 1. 1943, Beruf: Werkzeugmacher, Klub: ASK Vorwärts Berlin, größte Erfolge: Bronzemedaille bei den Box-Europameisterschaften 1965, Deutscher Meister 1965, 10 Länderkämpfe, insgesamt 90 Kämpfe (davon 72 Siege).



„Sieger nach Punkten: Patruno (Italien)", verkündet der Hallensprecher. Der Ringrichter hebt die handschuhbewehrte Faust des Siegers hoch. Detlef Dahn läßt den Kopf hängen, für Augenblicke ist völlige Leere in ihm. Da hatte er ein großes Boxgefecht geliefert, hatte den wild angreifenden Italiener immer wieder klar getroffen, und doch gaben die Punktrichter wieder einmal dem vorwärtsstürmenden Fighter den Sieg. Doch die Enttäuschung währt nicht lange. Eine Europameisterschafts-Bronzemedaille ist für den 22jährigen Weltergewichtler, der ja erst nachträglich für Bruno Guhse in den EM-Kader aufgenommen wurde, ein großer Erfolg.

1958 begann er als Federgewichtler beim SC Rotation Berlin mit dem Boxen. Der ehemalige deutsche Meister Günter Debert brachte ihm die Anfänge der edlen Kunst der Selbstverteidigung bei. Seit 1964 boxt er für den ASK Berlin. Auch für Detlef Dahn gibt es kein Ausruhen auf den Lorbeeren. Unter der Anleitung seines Trainers Walter Kemberger bereitet er sich bereits wieder auf neue Aufgaben vor, die ihn in diesem Jahr erwarten: Die Deutschen Meisterschaften, die SKDA-Meisterschaften und zahlreiche Länderkämpfe. Sicher wird der junge Armeeboxer noch manchen Erfolg in sein Startbuch eintragen können. **Wi.**

Brett werden die üblichen Papierformate gezeichnet, um später das Einlegen zu erleichtern. Besorgt man sich nun eine Scheibe aus schlierenfreiem Spiegelglas (Format 240 × 299 mm), mit der das Fotopapier auf dem Grundbrett festgehalten wird, so ist die Kassette im Prinzip schon fertig.

Vorteilhaft versieht man jedoch die Platte unten noch mit Gummischeiben, damit sie während der Arbeit nicht so leicht wegrutscht. Auch ist es ratsam, den vorderen Rand des Brettes (an dem sich keine Leiste befindet), mit einer Aussparung zu versehen. Dort kann man beim Einlegen und beim Herausnehmen des Fotopapiers die Glasscheibe erfassen und sie einfach hochklappen. bt

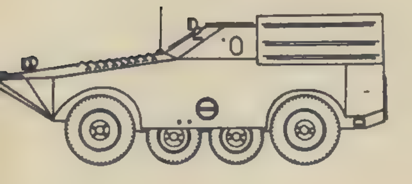
Entwicklerflecken

verfärben Finger und Stoffe in unangenehmer Weise. Sie lassen sich entfernen, indem man sie zunächst mit einer schwach-rosa Hypermanganatlösung bestreicht und die Lösung etwa 10 Minuten einwirken läßt. Danach eine Sulfatlösung auftragen, der wenige Tropfen Salzsäure beigefügt sind. Dieses Mittel hilft auch bei bereits einige Tage alten Flecken.

Kampf zwischen KETTE UND RAD?

Von Hauptmann Ing. Hans Bock

Die Luft ist erfüllt von der Sinfonie der „Pferdestärken". Unter das dumpfe Dröhnen der starken Motore mischt sich die klirrende Musik der breiten Gleisketten gepanzerter Transport- und Trägermittel, blauer Dieselqualm verwischt die Konturen der Fahrzeuge, der Platz vibriert. Die Raketen rollen an – auf gedrungenen Kettenfahrzeugen und mehrachsigen Kfz. Die Reifen sind mannshoch, extrem breit, mit grobem Stollenprofil versehen. Sind diese mehrachsigen Zugmittel die Nachfolger der Kettenfahrzeuge? Hat sich das Rad seine alte Vorherrschaft zurückerobert? Oberflächlich besehen, könnte es so scheinen.



So erklärt sich auch die Frage: Rad oder Kette für geländegängige Transportfahrzeuge und Zugmaschinen?

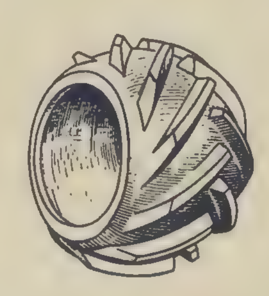
Die Antwort darauf ist nicht einfach. Viele Umstände wollen berücksichtigt sein, die Straßenverhältnisse des Einsatzgebietes, der militärische Einsatzzweck, die Geländegängigkeit, um nur einige zu nennen.

Der wesentlichste Nachteil des Radfahrzeuges gegenüber dem Kettenfahrzeug bestand bisher darin, daß sein spezifischer Bodendruck den des Kettenfahrzeuges um ein Mehrfaches überstieg. Das leuchtet vollkommen ein, wenn man bedenkt, daß die Masse eines Fahrzeuges mit vier Rädern nur mit einer minimalen Fläche auf dem Boden aufliegt, während Ketten das Gewicht auf eine bedeutend größere Fläche verteilen.

Diesem Nachteil der Radfahrzeuge sind die Konstrukteure in den letzten Jahren zu Leibe gegangen. Welche Möglichkeiten fanden sie?

Es wurden neue Reifen geschaffen, Niederdruckreifen mit großem Volumen, Breitprofil- und Lypsoidreifen. Mehr noch, teilweise entstanden aus den Reifen regelrechte Walzen. Weiterhin erhielten die Fahrzeuge mehr Achsen, nicht nur drei, sondern vier, die entweder alle angetrieben werden oder von denen sich einige als Stützachsen absenken lassen. Und schließlich konstruierte man Regelanlagen, die den Reifendruck den Bodenverhältnissen anpassen.

Sinnvolle Kombinationen dieser technischen Erkenntnisse ergaben, daß heute der spezifische Bodendruck von mehrachsigen Radfahrzeugen dem



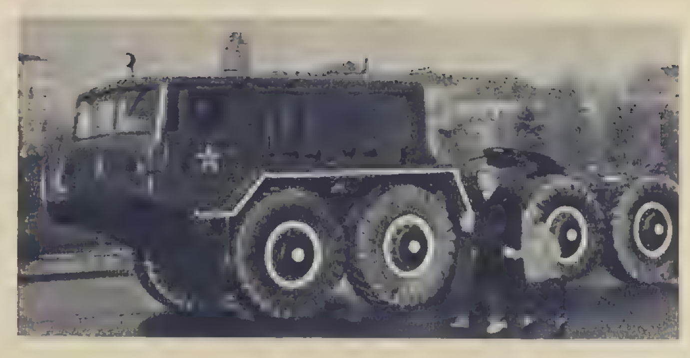
der Kettenfahrzeuge ziemlich nahe gekommen ist.

Aber vier Achsen an Stelle von zwei bringen noch einen weiteren Vorteil. Ein mehrachsiges Radfahrzeug erreicht dadurch noch eine andere Eigenschaft des Kettenfahrzeuges, wenn auch nur annähernd – die Grabenüberschreitfähigkeit.

Da somit die bisherigen Nachteile der Radfahrzeuge beseitigt sind, kommen ihre sonstigen Vorteile jetzt noch besser zur Geltung.

Worin bestehen diese Vorteile? Eine Zugmaschine mit Rädern kann im Gelände die gleiche Anhängemasse wie eine Kettenzugmaschine bewegen, zieht jedoch auf der Straße bedeutend mehr. Da die Räder gut am Boden haften, ergibt sich zusammen mit den Fahreigenschaften eine hohe Fahrsicherheit des Mehrachs-Kfz. Radfahrzeuge erlauben größere Ladeflächen und Nutzlasten. Ihre durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit liegt sowohl auf der Straße als auch im Gelände über der des Kettenfahrzeuges.

Radfahrzeuge verbrauchen durchschnittlich bedeutend weniger Kraftstoff als Kettenfahrzeuge der gleichen Kategorie. Nach den zurückgelegten Kilometern gerechnet, ist ihre Lebensdauer etwa viermal so lang wie die eines Kettenfahrzeuges. Und daraus ergibt sich ebenfalls, daß der Aufwand für die Wartung und Instandsetzung bedeutend niedriger ist.



Abseits der Paradestraße wurde dieses Bild geschossen. Die Personen im Vordergrund veranschaulichen gut die Größe der Räder des Raketentransporters.

Und die Nachteile?

Gewiß, es gibt Nachteile, die sich nicht ausgleichen lassen, sie bestehen darin, daß Radfahrzeuge gegenüber Kettenfahrzeugen nicht so wendig sind und größere Abmessungen aufweisen.

Theoretisch spricht also bedeutend mehr für Radfahrzeuge als für Kettenfahrzeuge. Jedoch darf diese Gegenüberstellung nicht zu dem Schluß führen: Jetzt werden nur noch Radfahrzeuge gebaut. Einsatzzweck und andere Faktoren können diese Vorteile durchaus in den Hintergrund treten lassen, so daß als einzige Lösung ein Kettenfahrzeug in Frage kommt.

Das ist auch der Grund, weshalb in unseren Armeen neben Vierachs-Schützenpanzerwagen auch SPW mit Ketten existieren, schwere vierachsige Schlepper für Raketen und gleichzeitig Kettenzugmaschinen vorhanden sind, Kampftechnik auf Rad- und auf Kettenfahrzeugen montiert ist. Hierin zeigt sich, daß in den Armeen des Warschauer Vertrages alle Umstände berücksichtigt wurden, um die Truppen mit den zweckmäßigsten Fahrzeugen auszurüsten.

Erwachsen

Vom Denken der 20er hüben

Deutsche Soldaten sind wieder ein alltägliches Bild zwischen Frankreich und Frankfurt/Oder. Man singt hüben zwar andere Lieder als drüben — aber doch wohl in der gleichen, der deutschen Sprache?! Die einen sind in einer Arbeiter-und-Bauern-Macht erwachsen geworden und die anderen im Staat der Monopole aufgewachsen — aber sind es nicht drüben wie hüben meist Werktätige und Wehrpflichtige?! Lassen wir uns deshalb einen Schlag aus dem Soldatenalltag hüben und drüben erzählen!

Da ist zuerst der ehemalige Luftwaffensanitäter der Bundeswehr Amling. Im Juli des Vorjahres entließ er sich selbst aus der Bundeswehr. In die DDR kam er über Mexiko, wo ihm bei einem Drink und mit DDR-Matrosen am Tisch klarer im Kopf wurde. Gedient hat er in Pinneberg, Jever/Friedland und Porz/Wahn.

Da ist als zweiter der Panzeraufklärer der Bundeswehr Horst-Dieter Horn, dessen Standort Augustdorf war. Im berühmt-berüchtigten Munsterlager wurde er zum Gruppenführer ausgebildet, bevor er im Januar zu uns kam.

Nach einem Gespräch mit beiden wünschten wir in einer Einheit unserer Armee, die gerade am Wege lag, zwei beliebige Soldaten zu sprechen. Sie sollten — und das waren unsere einzigen Bedingungen — Sani und Aufklärer, parteilos und schließlich und überhaupt keine „Paradepferde", sondern normale „Durchschnittssoldaten" sein. Und so kamen wir eben mit diesen ins Gespräch: dem Genossen Sanitäter und Funker und Werkzeugmacher Wilhelm Thau; dem Genossen Gefreiten Otto Heinemann, Zimmerer und Betonbauer von Beruf, Aufklärer im Dienst ...

Ein Feldwebel tritt vor die Kompanie, bärtig, schon über die 40: „Guten Morgen, Rebellen!" — „Guten Morgen, Fidel!"

So lustig, so weltoffen begann der Alltag in der Bundeswehr-Aufklärungskompanie des Horst-D. Horn, wenn beim Appell noch keine Offiziere am Horizont zu sehen waren. „Ein Pfundskerl", sagten die Aufklärer. Über diesen Kerl wird noch zu reden sein!

Der Bundeswehrsani dagegen erzählt: „Buttermilch, Brötchen und eine ‚Bildzeitung', alles für 70 Pfennige — das gehörte für mich zum Frühstück". Der Aufklärer — normaler bei Kasse — konnte sich nur die ‚Bildzeitung' leisten. „Die gab es aber auf jeder Stube!" sagte er.

Am Tage unseres Gespräches, am 27. Januar, erfuhr der Leser der „Bildzeitung" allein auf der ersten Seite von vier Verbrechen und so nebenbei noch, daß eigentlich „Pankow" an den hohen Westberliner Fleischpreisen schuld sei und die USA sogar *nach* einem „nuklearen Überraschungsangriff des Ostens" die „Sowjetunion und China zugleich zerstören" könnten. Und die restliche „Scharfe Sache" auf der Titelseite liegt, pardon sitzt ausnahmsweise auf einem Bett — 15 × 12 Zentimeter im Format.

Die Zeitung, die dagegen die armen Volksarmisten auf den Tisch bekommen, druckt — obwohl es doch die größte der DDR ist — ihren Titel „Neues Deutschland" noch nicht einmal so groß wie die „Bildzeitung" ihre Schlagzeile: „Hertie-Tresorknacker floh aus dem Gerichtssaal". Dafür berichtet die Titelseite des „ND" an eben diesem 27. Januar von einem noch größeren Verbrecher als dem „Hertie-Tresorknacker", von einem gewissen Lübke nämlich. Und auch Helden auf dem Bett kommen groß ins Bild: Helden auf dem Gleisbett im Braunkohlenkombinat Lauchhammer bei Frost und Schnee. Im übrigen ist von so nüchternen Dingen wie der Vorbereitung der 5-Tage-Woche und Diskussionen über eine neue Hochschulperspektive in der DDR die Rede. Und das „Volk", das sich der Volksarmee-Aufklärer täglich aus seinem Heimatkreis Apolda schicken läßt, kann mit der BZ-Verbrechergalerie ebensowenig konkurrieren ...

Dabei erhält der Bundeswehrsoldat zu der „BZ", die „die Leser dumm wie die Hühner aber reißend wie die Wölfe macht" (Erich Kuby) — dabei erhält er zu diesem westdeutschen Volksnahrungsmittel noch einen leckeren Nachtisch.

Nehmen Sie einmal an, man fragt Sie: „Einen IG-Farbenpudding gefällig?" Das wäre geschmacklos, ja pervers wie etwa der Auftritt der Beatles auf einer Beerdigung? Vielleicht trauen Sie solch einen Zynismus aber keinem Menschen zu und Sie rätseln: „IG-Farbenpudding? War das vielleicht ein Deckname für das Zyklon B?" Dann wissen Sie sicherlich auch, was unsere Volksarmisten sagten: „IG-Farben ist doch ein Konzern, der in Auschwitz gewütet hat" (der

Gleich und gleich ...

Wo Ernst Thälmann starb, in Buchenwald, schworen unsere Soldaten, ihren und seinen Staat, die DDR zu behüten.



oder nur aufgewachsen?

und drüben • Von Major H. Huth

Aufklärer). — „Mit dem Zyklon B der IG-Farben wurden in Auschwitz die Juden ermordet. In Westdeutschland spielen die IG-Farben wieder eine erste Geige" (der Sani).

Da müssen doch die westdeutschen Soldaten noch besser Bescheid wissen!

Und der Bundeswehrsani erklärt auch belustigt: „Diese Farbenwerke kennt doch jeder in der Bundeswehr! Wenn es mittags mal Pudding gab, so schönen roten oder gelben, der aber nicht schmeckte, dann hieß es: Heut' gibt's IG-Farben-Pudding!"

IG-Farben im Zusammenhang mit Auschwitz? Beide: „Nie gehört!"

Zyklon B? „Nie gehört!"

Die Rolle der IG-Farben heute? Hilfloses Kopfschütteln!

Und noch einen anderen Pudding bekommt der Bundeswehrsoldat geboten, freigiebig, schmackhaft, so viel er mag — Eiermanns Schnellpudding zum Beispiel.

Viele Kompanien haben ihre kleine Bibliothek, so mit 100 bis 200 Büchern. „Ich habe auch viel gelesen", berichtet der Bundeswehraufklärer. „Gut gefallen haben mir zum Beispiel ‚Der Arzt von Stalingrad' und ‚So weit die Füße tragen'. Bücher gegen den Osten, gegen die SED gab es dort aber nicht!"

Nicht gegen den Osten? Man unterschätze Eiermanns Schnellpudding nicht! Im „Arzt von Stalingrad" erhalten Kriegsgefangene ein Päckchen aus dem deutschen Westen — und darin einen Beutel . . . , doch lassen wir den Autor zu Worte kommen:

„Eiermanns Schnellpudding machte seinem Namen alle Ehre. Das Wasser wurde gelb, es wurde sämig, es wurde dick — und siehe da: Der Pudding stand steif und goldgelb. Zur Bekräftigung schüttelte Fischer die Schüssel etwas und ließ den Pudding wackeln.

Michael Pajal riß die Augen auf. Er tippte mit dem Zeigefinger auf den Pudding . . . er starrte Bascha an, die sprachlos und mit weit geöffnetem Mund daneben stand . . . er tippte wieder auf Eiermanns Pudding und schüttelte immer wieder den Kopf. ‚Pudding' sagte er erschüttert. ‚Richtiger Pudding!' Er stach sich etwas ab und aß es. Er schmatzte und sah Peter Fischer mit glänzenden Augen an.

‚Bei uns essen das alle! So ein Pudding kostet keine zwanzig Pfennige. Das sind rund 10 Kopeken.'

‚Du lügst!' schrie Pajal. ‚10 Kopeken, das ist ja geschenkt!'

‚Für den Arbeiter wird in Deutschland alles getan . . . Auch ohne Kommunismus. Sieh dir den Pudding an.' "

Und so ist es puddingleicht bewiesen, was der Autor an anderer Stelle kundgibt: „Wer nicht zu fressen hat, wird vernünftig! Das ist das ganze Geheimnis vom fruchtbaren Acker des Kommunismus."

Und dann spricht dort während einer Operation ein deutscher Arzt auch über eine sowjetische Ärztin:

„Nehmen Sie dem Weibsstück die Ätherflasche weg, und führen Sie die Narkose weiter. Zu nichts Vernünftigem sind diese Bestien zu gebrauchen.' "

Auch unsere Volksarmisten lesen viel. Sie erinnern sich z. B. an „Werner Holt", an die „Jäger in der Taiga", an Pawel Kortschagin. Aber sie sind den sowjetischen Soldaten nicht nur in Büchern begegnet, sondern auch in den Kasernen und im Manöver. Zuletzt bei „Oktobersturm". Da hat unser Aufklärer mit sowjetischen Soldaten über Automotore gefachsimpelt, da hat der deutsche Sani zwei reifbedeckten sowjetischen, die nicht im Sankra, sondern mit Zeltplanen im Gebüsch geschlafen hatten, einen Grog bereitet. Unser Sani möchte den Grog nicht missen, aber er ist wohl auch etwas neidisch auf die Härte und Ausdauer der sowjetischen Kameraden.

. . . gesellt sich gern

Bundeswehr stellte Ehrenposten auf einem militaristischen „Sturmartillerie-Bundestreffen". Ein übliches Bild!



Beide Volksarmisten aber sagen: „Auf diese Burschen können wir uns verlassen!“ Und sie haben diese „Burschen“ persönlich so erlebt, wie sie sie vorher in Büchern kennengelernt haben ...

Gab es niemanden, der es den Bundeswehrsoldaten anders, das heißt besser erzählt hat, weil er einst dabei war?

Da gab es diesen Feldwebel in der Aufklärungskompanie, der sich „Fidel“ nennen läßt und auch sonst recht fidel ist. Er erzählt gern, und was er erzählt, zählt bei seinen Soldaten.

„Er hat bei Charkow, am Don, an der Wolga, bei Kursk und Rybinsk gekämpft“, erzählt der ehemalige Aufklärer. Aber bis Rybinsk ist die Wehrmacht nie gekommen. Trotzdem ist der Feldwebel immer noch so etwas wie ein kleiner Heiliger für ihn.

Er erzählte ihnen, wie sie den „Iwan“ verdroschen und die Städte zerdroschen haben — und er ist ja schließlich dabei gewesen.

Kein Wort hörten sie je von ihm, daß der Krieg ein Raubkrieg war und ein Meer von Blut und Tränen erzeugte — davon erzählt es sich ja auch nicht so schööön.

Nie erwähnte er auch irgendwelche Verbrechen — obwohl ein Aufklärer ja sonst seine Augen überall hat.

Und überhaupt: „Der Aufklärer war schon in der Wehrmacht der beste Teil der Truppe und ist es heute in der Bundeswehr wieder!“ Und wer wollte nicht zu den Kernigsten zählen und solch ein pfundiger Kerl sein wie „ihr“ Feldwebel! ...

Unsere zwei Volksarmisten haben in der Truppe nie einen Feldwebel kennengelernt, der es bereits in der Wehrmacht war. Zu Haus haben die Väter manchmal vom Krieg erzählt. „Manchmal, denn wer erzählt schon gern davon!“ sagt der Sani. „Mein Vater bildete nur Flugzeugführer aus, und manchmal hat er erzählt, daß sie in Paris durch Brückenbögen geflogen sind ... An der Front war er nie.“ Das sollte so viel heißen wie: Er weiß schon, was das für ein Krieg war. Solcher Heldentaten wie der Bundeswehrfeldwebel wird er sich nie brüsten.

Der Aufklärer erzählt: „Mein Vater war im Osten. Er sagt nur: Das war kein Krieg mehr, das war ein Schlachten. Und er sagt auch, sobald er schon mal darüber spricht: Wenn der Russe mit uns gemacht hätte, was der Deutsche in der Sowjetunion angerichtet hat — dann walte Gott.“... Der Bundeswehrfeldwebel ist der alte Marschierer geblieben — und deshalb ist er auch in der Bundeswehr. Er erzählt das gleiche, wie es in den Büchern der Kompaniebücherei steht, er verteilt das Gift des Antikommunismus, aber es schmeckt wie — Eiermanns Schnellpudding. Was die Väter der Volksarmisten ihren Söhnen erzählen war dagegen einmal eine bittere Nahrung. Als die Väter nach dem Krieg nach Hause kamen, hatten sie die besten Mannesjahre dem Eroberungskrieg gegeben. Eine verzuckerte Lüge: „Ihr habt für Deutschland geblutet!“ wäre vielleicht angenehmer gewesen als die bittere Wahrheit, daß sie für eine schlechte Sache kämpften. Aber die Arbeiterpartei hat sich nicht gescheut, die bittere Wahrheit zu vermitteln, wenn sie zur Gesundung notwendig war. Zugleich damit aber hat sie auch den Weg in die wahrhaft antifaschistisch-demokratische und dann in die sozialistische Zukunft gewiesen, in die die Söhne aufwuchsen — gesund im Denken! ...

Mit drei Fragen gingen wir auf „Wissens“-test.

„Was war die wichtigste Schlacht des zweiten Weltkrieges?“ so lautete unsere erste Frage.

Der Bundeswehr-Sani: „Die Invasion!“

Der Volksarmee-Sani: „Stalingrad.“

Der Bundeswehr-Aufklärer: „Die Invasion.“

Der Volksarmee-Aufklärer: „Die Schlacht an der Wolga. Weshalb nicht die Invasion? Die war doch viel später, erst 1944, als die deutsche Niederlage schon klar war.“

Wie sollte für den Bundeswehraufklärer auch die Schlacht an der Wolga entscheidend gewesen sein, da die Deutschen dort doch nur geschlagen wurden, „weil der Winter so kalt war.“ Unser Volksarmist aber legte ihn mit einer einfachen Jahreszahl „aufs Kreuz“. Es war überhaupt ein Ergebnis dieser Gespräche: Unsere Jungens haben bereits an einfachen „Fakten“, beispielsweise auch an nackten Zahlen mehr gelernt!

„Was waren die Ursachen der deutschen Niederlage?“ so lautete unsere zweite Frage.

Die ehemaligen Soldaten der Bundeswehr antworteten: „Der Zweifrontenkrieg, die Übermacht der Gegner ...“

Unser Aufklärer kam uns mit einer Gegenfrage: „Meinen Sie militärisch oder politisch? Da besteht zwar ein Zusammenhang, aber es ist nicht unbedingt dasselbe. Der Zweifrontenkrieg hat schon eine Rolle gespielt, aber er war doch nicht einfach eine Dummheit. Bei diesen verbrecherischen Zielen mußte es doch einfach politisch dazu kommen.“

Dies war also ein zweites Ergebnis unserer Gespräche: Unsere Soldaten haben gelernt zu denken; sie kennen Zusammenhänge und können in Zusammenhängen denken!

Unsere dritte Frage war — zumindest für unsere Volksarmisten — provokatorisch: „Welche guten und welche schlechten Seiten hatte eigentlich Hitler?“

Die Soldaten der Bundeswehr sagten: „Er hat Autobahnen gebaut ... Arbeit beschafft ..., es gab auch weniger Verbrecher bei Hitler.“

Ließen sich unsere Volksarmisten aufs Glatteis führen? Sie sagten: „Ja, die Autobahnen zum Beispiel, die sind an sich ja keine schlechte Sache ... aber man kann doch die ganze Aufrüstung nicht von der späteren Kriegspolitik trennen.“

„Aber hat Hitler nicht wenigstens mit den Verbrechern aufgeräumt?“

„Er hat sie doch erst großgezüchtet“ (unser Aufklärer). — „So viele Verbrecher gab es doch vorher noch nie in Deutschland“ (unser Sani). Und so hatten wir das Fazit unserer Fragen: Unsere Soldaten haben ein weit klareres politisches Urteilsvermögen, und dieses stützt sich auf ein umfangreiches Wissen und auf eine größere Fähigkeit, selbständig zu denken.



„Das ist die Arbeiterfahne . . .“

Staatsoberhaupt, Arbeiterfunktionär und Antifaschist Walter Ulbricht vor einer Ehrenkompanie. Ihre Fahne trägt den Ährenkranz mit Hammer und Zirkel – Symbol der Macht der Werktätigen unserer Republik. ◀



„Die Fahne hoch . . .“

Staatsoberhaupt, Vertrauensmann der Monopole und KZ-Baumeister Lübke übergibt die erste Truppenfahne der Bundeswehr. Der Preußenadler durfte nicht fehlen. ▶

In der DDR heißt es seit langem: „Wissen ist Macht.“ Man muß für drüben sagen: „Unwissen ist Macht!“ Aber man kann auch insgesamt über die gesellschaftliche Bildung drüben jenes Wort über die „Bildzeitung“ gebrauchen: „Sie macht den Menschen dumm wie die Hühner, aber reißend wie die Wölfe.“ . . .

Aber waren die beiden vor uns nicht harmlose, normale junge Männer? Wir fragten deshalb ganz offen: „Würden die Soldaten, die sie kennengelernt haben, gegen die DDR marschieren, wenn sie den Befehl dazu erhielten?“ Die Antwort war ebenso klar wie eindeutig: „Sicherlich, zu 99 Prozent. Wir wären auch marschiert!“ Und sie fügen gleich entschuldigend hinzu: „Man sagte uns: Die Bundeswehr wird nie einen Krieg beginnen, aber die Russen wollen die Weltherrschaft. Wenn es losgeht, haben sie uns überfallen.“ Wer wollte von ihnen am Tage X noch überprüfen, daß es nicht so ist?! Und dem „Iwan“, diesen „Roten“, diesen „schlitzäugigen Asiaten“ war ja alles zuzutrauen!

Und ganz so schlimm würde es trotz Atomwaffeneinsatz nicht werden, denn sie hörten immer: „Die Bundeswehr ist ein Teil der NATO, und da hätten wir immer die stärkste Macht, die USA, an unserer Seite.“ „Nachtijall ick hör dir trapsen!“ müßte jener an dieser Stelle sagen, der noch nicht begriffen hat, weshalb nicht die Schlacht an der Wolga 1942/43, sondern die Invasion 1944 die entscheidende des Krieges gewesen sein soll. Wenn schon die deutsche Niederlage nicht aus den Köpfen gestrichen werden kann, dann war es eben vor allem die gegen die „stärkste Macht der Welt“, gegen den heutigen Verbündeten. Was könnte da schon der „Russe“ ausrichten, gegen den man ja eigentlich nur verloren hatte, weil irgend so ein Neckermann gefehlt hat, der gewiß nicht die warmen Unterhosen für den russischen Winter vergessen hätte.

„Aber hatten Sie keine Bedenken, daß Sie auch auf Deutsche hätten schießen müssen?“ wollten wir wissen.

Darauf der Bundeswehr-Aufklärer: „Ich wußte nicht, daß es eine Zonenarmee gab. Von Manövern hier im Osten hatte ich gehört – aber nur mit Polen und Russen.“

Er mag in diesem Falle eine Ausnahme sein. Aber was der Sani sagte – lief es etwa auf etwas anderes hinaus? „Uns hat man gesagt, die Zonenarmee würde bis auf die linientreuen Kommunisten sofort zu uns überlaufen. In jedem Falle hätten wir fast nur mit Russen oder Russenknechten zu kämpfen.“

In letzter Zeit setzt sich eine dritte Variante zumindest offiziell mehr und mehr durch. Sie schätzt die militärische Stärke der Volksarmee realer ein. So die „Süddeutsche Zeitung“: „Eine Zeitlang hieß es, daß die Soldaten der Zonenarmee unzuverlässig seien; das hat sich in der Zwischenzeit wesentlich geändert.“ Aber auch hier hat man die propagandistische „Lösung“: Der Bundeswehrsoldat muß bereit sein auf den Zonensoldaten zu schießen, weil der die Freiheit bedroht und ein Satellit Moskaus ist – gab KZ-Baumeister Lübke die Linie.

Und so würden sie zu 99 Pozent marschieren, denn den „Iwans“, diesen „schlitzäugigen“ . . . doch siehe oben . . .

Wie in einem Kristall spiegelt sich aber das Hüben und Drüben in folgendem wider: Beide Bundeswehrsoldaten nannten den faschistischen General und Eroberer Rommel als einen der größten Deutschen – den Namen Thälmanns hatten sie noch nie gehört.

Der Volksarmee-Aufklärer hielt Rommel für einen Flieger – aber Ernst Thälmann war für beide einer der größten Deutschen.



Panzerjagd „im Tiefflug“

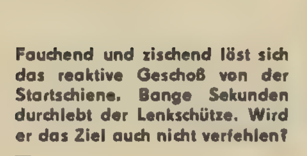
fotografiert von Hptm. BÖTKÖS, Budapest



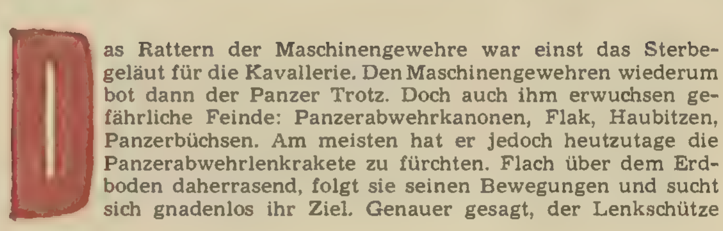
Die Panzerabwehrlenkraketen sind zwar nur kleine Geschwister der schon vom Aussehen her Respekt einflößenden Mittelstrecken- und Fernraketen, aber dem Soldaten erscheinen auch sie schon recht gewichtig. ◀



▶ Getroffen! Das wochenlange tägliche Training hat sich für die Besatzung bezahlt gemacht.



Fauchend und zischend löst sich das reaktive Geschoß von der Startschiene. Bange Sekunden durchlebt der Lenkschütze. Wird er das Ziel auch nicht verfehlen? ▼



Das Rattern der Maschinengewehre war einst das Sterbegeläut für die Kavallerie. Den Maschinengewehren wiederum bot dann der Panzer Trotz. Doch auch ihm erwuchsen gefährliche Feinde: Panzerabwehrkanonen, Flak, Haubitzen, Panzerbüchsen. Am meisten hat er jedoch heutzutage die Panzerabwehrlenkrakete zu fürchten. Flach über dem Erdboden daherrasend, folgt sie seinen Bewegungen und sucht sich gnadenlos ihr Ziel. Genauer gesagt, der Lenkschütze



sucht dieses Ziel. Folgsam reagiert die Rakete auf jede Bewegung des Lenkhebels in der Hand des Soldaten.

Nur wenig Zeit bleibt vom Druck auf den Startknopf bis zum Erreichen des Zieles. Der Flug dauert lediglich Sekunden. Da garantieren nur äußerste Konzentration sowie Fingerspitzengefühl für den Erfolg. Und Training – unermüdliches Training. Allerdings nicht an Raketen. Das wäre zu kostspielig.

Seine „Feuertaufe" erhält der Lenkschütze am Lenkpult einer speziellen Apparatur, des Trainingsgerätes. Ein Lichtpunkt imitiert bei dieser sinnreichen Konstruktion den leuchtenden Treibsatz der Rakete, nach dessen Schein sich der Schütze beim scharfen Schuß orientiert. Und es kostet schon einige Versuche, bis sich dieser zunächst ungebärdig hin und her hüpfende Punkt zum erstenmal in die Zielmarkierung bringen läßt.

Doch das ist erst der Anfang, und es bedarf noch einer angemessenen Zeit geduldigen Übens, bis die „Panzerjagd" auf dem Schießplatz beginnen kann. *G. B.*

▲
Der Hauptmann markiert noch einige Gefechtseinlagen. Gleich wird sich zeigen, ob die Besatzungen der raketentragenden „GAS" und Schützenpanzerwagen ausreichend trainierten.

▶
Sorgfältig werden die Stromverbindungen zu den Projektilen hergestellt. Auf der gesamten Flugstrecke ist die Rakete mit einem dünnen, sich abspulenden Draht verbunden, der die Lenkkommandos überträgt.

Der Mörder muß schweigen

VON GEORG DANIEL

In den Nachmittagsstunden des Karfreitages 1865 kommt ein berittener Bote aus dem Weißen Haus in Washington zum Kriegsminister Stanton und überbringt eine persönliche Bitte des Präsidenten Abraham Lincoln. Der Präsident will abends ins Fordtheater in Washington und sich den erfolgreichen alten Schwank „Our american cousin" ansehen. Er bittet den Kriegsminister Stanton, ihm für den Abend als Leibwache dessen Adjudanten Major Eckert auszuleihen, einen tüchtigen und dem Präsidenten treu ergebenen Beamten. Stanton lehnt die Bitte des Präsidenten ab. Major Eckert habe an diesem Abend hochwichtige Aufträge und könne für die Bewachung des Präsidenten leider nicht zur Verfügung gestellt werden. In den letzten Tagen ist Lincoln von einigen Strolchen wieder belästigt worden. Lincoln bewahrt in seinem Schreibtisch über achtzig Drohbriefe auf, die er in den letzten Monaten erhalten hat und in denen er in rüpelhafter Weise aufgefordert wird, mit seinem baldigen Tod zu rechnen. Seit fünf Jahren, seit seiner Wahl zum Präsidenten, wird er bedroht.

Die Sezessionisten, die sich von der Demokratischen Partei abgespaltet hatten und die Loslösung der Südstaaten von den Nordstaaten und ihre Verselbständigung propagierten, sahen in der Wahl Lincolns zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ihre Vorrechte als Sklavenhalter bedroht. Dem Austritt Südkarolinas aus der Union waren neun weitere Südstaaten gefolgt, die sich unter der Präsidentschaft von J. Davis zu den „Konföderierten Staaten von Amerika" verbunden hatten. Somit drohten die Vereinigten Staaten auseinanderzufallen, besonders, seit dem die Konföderierten am 14. 4. 1861 die Kanonade auf Fort Sumter und damit den Krieg zwischen Süd- und Nordstaaten eröffneten. Fort Sumter wurde von den Konföderierten erobert. Immerhin, dreiundzwanzig Nordstaaten kämpften in dem nun beginnenden Krieg gegen zehn Südstaaten, die auf Grund ihres agrarischen Charakters und der Beschäftigung von Sklaven als Farmarbeiter den bereits modern organisierten Nordstaaten mit ihrem frühkapitalistischen Industriestand gegenüber im Nachteil sein mußten. Lincoln zögerte noch, er wollte dem Land den Bürgerkrieg ersparen, als die Schüsse von Fort Sumter ertönten. Sie richteten sich gegen die Sklavenbefreiungsgedanken des Nordens, die ihren ökonomischen Ursprung im Bedürfnis der jungen Industrie nach Arbeitern hatten. Der Krieg war nicht mehr aufzuhalten. Stanton wurde in aller Eile zum Kriegsminister ernannt, und die Generäle der Nordstaaten begannen mit ihren Operationen. Ihre Truppen wurden „Unionisten" genannt, da ihr Ziel war, die Union der vierunddreißig Staaten Nordamerikas zu erhalten.

An jenem Karfreitag 1865, als Präsident Lincoln das Fordtheater besuchen will und zu seinem Schutz um die Begleitung Major Eckerts gebeten hat, ist der Sezessionskrieg bereits entschieden. General Lee, der kommandierende Oberbefehlshaber der konföderierten Truppen, hat am 9. April in der Nähe von Appomattox kapituliert. Er übergab General Grant, dem Oberkommandierenden der Unionstruppen, seinen Degen. Militärisch ist damit das Spiel der Südstaaten entschieden.

Aber die Grenzen sind nicht scharf gezogen. Der Einfluß der Südstaaten und ihrer Politiker reicht bis tief in den Norden hinein, und er tritt organisiert auf. Er besteht in Form eines ganz Nordamerika durchsetzenden Geheimdienstes, der bis in das Regierungskabinett Lincolns hinein seine Verbindungen hat.

Den Karfreitag des Jahres 1865 verlebt Major Eckert, der Adjudant des Kriegsministers Stanton, friedlich in seiner Familie, ohne ein einziges Mal das Haus zu verlassen.

Statt seiner hält am Abend jenes Karfreitags der städtische Polizist Parker Wache vor der Loge des Präsidenten im Fordtheater. Er scheint kein sehr neugieriger Mann zu sein, denn das kleine, frisch ausgeschnittene Guckloch in der Tür der Präsidentenloge müßte von Amts wegen gelegentlich seinen Blick auf sich lenken. Er hätte dann bemerken können, daß Frau Lincoln neben ihrem Mann in der Loge sitzt und daß es unsinnig ist, ihn, Parker, mitten während der Vorstellung ins Weiße Haus abzuberufen, weil angeblich Frau Lincoln für irgendeinen Zweck seine Hilfe benötigt. Aber er glaubt dem Boten und verschwindet.

Neugieriger als er ist ein vermummter Mann, dessen Schatten sich nach der Abberufung Parkers der unbewachten Tür der Präsidentenloge nähert. Der vermummte Mann sieht durch das Guckloch hinein. Er trägt Reitstiefel mit Sporen, denn unten vor dem Bühnenausgang des Theaters wird ein schnelles Pferd für ihn bereitgehalten.

In dem Augenblick, als lautes Gelächter des Publikums und heftiges Beifallklatschen aus dem Innern des Theaters zu hören sind, reißt der Mann die Tür auf, streckt Lincoln mit einem Schuß nieder, stößt mit einem Dolch auf eine männliche Begleitperson des Präsidenten ein, die sich auf ihn stürzen will, und schwingt sich über die Brüstung der Loge hinunter auf die Bühne, wobei seine Sporen in der Drapierung der Loge, einem Sternenbanner, hängen bleiben und sie mit herunterreißen.

Das Ganze ist das Werk weniger Sekunden. Abraham Lincoln ist das Opfer jener dunklen Mächte geworden, die ihn seit einiger Zeit mit Drohbriefen überschütteten.

Der Mörder versucht zu fliehen, wobei er mit dem rot-weiß-blauen Tuch zu kämpfen hat, in das er sich beim Sturz verwickelte. Daß er sich das Bein anbricht, merkt er zunächst nicht. Der Rechtsanwalt Stewart, der von seinem Orchesterplatz aus den Vorgang beobachtet und ahnt, was geschehen ist, hat in dem Mörder den Schauspieler Booth erkannt. Er ersteigt sofort die Bühne und folgt dem Mörder durch die dunklen Korridore des Theaters. Booth hält ein Messer in der Hand. Den Kapellmeister, der ihm den Weg vertreten will, sticht er nieder. Er rast zum Bühnenausgang. Schon öffnet er die Tür nach außen und springt hinaus, da hat ihn Stewart fast erreicht. ‚Fast‘, denn irgend jemand schlägt die eiserne Tür vor seiner Nase zu, und bis er sie wieder geöffnet hat, jagt der Mörder bereits auf seinem Pferd davon.

Um dieselbe Zeit liegt der Außenminister Seward krank in seinem Bett. Er hat sich bei einem Unfall den Unterkiefer und den rechten Arm gebrochen. Außerdem hat er viele Quetschungen und Sehnenzerrungen davongetragen. Er liegt im Schlafzimmer im zweiten Stockwerk seiner Villa und hat, neben Familienmitgliedern, seinen Krankenwärter Robinson, einen Neger-Sergeanten, bei sich. Sein gebrochenes Kinn wird durch einen stählernen orthopädischen Kinnhalter getragen.

Plötzlich ist draußen Lärm. Ein riesiger breitschultriger Mann dringt gewaltsam in das Schlafzimmer ein. Er hält ein Messer in der Hand, mit dem er wild um sich sticht. Er schlitzt dem Kranken das Gesicht vom Backenknochen bis zum Kinn auf, reißt den Kopf Sewards an den Haaren nach hinten und versucht, ihm die Kehle durchzuschneiden, was ihm nicht gelingt, da der aus Stahl und Leder gefertigte Kinnhalter das Messer abgleiten läßt. In einem wahren Blutrausch sticht und hackt er weiter auf den Außenminister ein. Der Schauplatz gleicht der Szene eines schlechten Kriminalfilms: Frederick Seward besinnungslos am Boden; Augustus Seward, das Gesicht mit den Händen bedeckend, von strömendem Blut geblendet; in der Ecke zwischen





den Trümmern der Möbel der an Brust und Schulter gestochene Neger Robinson; die Frauen ohnmächtig, der Mörder blutbesudelt und mit zerrissenen Kleidern. Er rast auf die Straße und schreit: „Ich bin wahnsinnig, ich bin wahnsinnig." Ein Straßenpassant, der ihn aufhalten will, bekommt den Dolch in die Brust und bricht tot zusammen. Auf einem bereitgehaltenen Pferd jagt der Mordbube davon. Er heißt Lewis Paine. Um diese Zeit sollte auch der Vizepräsident Johnson ermordet werden. Ein gewisser Atzerodt war damit beauftragt worden. Aber Atzerodt, weniger alkoholfest als Booth, der zwei Flaschen Whisky in sich hatte, als er die Tat beging, taumelte betrunken von einem Lokal zum anderen und war außerstande, seinen Auftrag auszuführen.

Später wird festgestellt, daß der Geheimdienst der Südstaaten seit Monaten versuchte, Lincoln zu entführen, ihn gefesselt in den Süden zu bringen, um durch Erpressung zu erreichen, was sich militärisch nicht erreichen ließ. Für die Freilassung Lincolns sollte der Norden einen hohen politischen Preis zahlen. Auch bei diesen Entführungsplänen spielte der Schauspieler Booth eine wichtige Rolle. Dreimal scheiterte das Vorhaben daran, daß der Präsident unerwartet seinen Weg änderte oder seinen Beschluß fallen ließ, das Fordtheater zu besuchen. Jedesmal hatte die Unterwelt des Südens ihre Vorbereitungen getroffen, mit viel Geld und Waffen. Jedesmal war Booth dazu ausersehen, den Präsidenten aus der Kutsche oder vom Pferd zu zerren oder den Gefesselten an einem Seil auf die Bühne des verdunkelten Theaters hinunterzulassen. Nachdem General Lee seinen Degen übergeben hatte und der Krieg für den Süden verloren war, änderten sich die Pläne der dunklen Südstaatenmächte in bezug auf den Präsidenten. Jetzt war nichts mehr zu erhandeln, jetzt mußte er sterben und mit ihm einige Regierungsmitglieder. Furcht und Schrecken, bürgerkriegsartige Unruhen sollten um sich greifen.

Sofort nach dem Tod des Präsidenten werden die widersprechendsten Gerüchte verbreitet. Vizepräsident Johnson sei tot, heißt es; General Grant erschossen. Die Kapitulation General Lees sei nur ein taktischer Trick, damit die Nordstaaten ihre Truppen demobilisieren, in Wirklichkeit stehe ein Angriff auf Washington durch die Konföderierten unmittelbar bevor. Die Einwohner Washingtons beginnen, sich zu bewaffnen. Stanton, der Kriegsminister, der für die Geschichtsschreibung verdächtig bleibt, auch wenn niemand zu seinen Lebzeiten den Verdacht auszusprechen wagte, hilft der Panikstimmung nach, indem er unter dem Vorwand, den Mörder des Präsidenten zu suchen, Washington in ein Militärlager verwandelt und sämtliche Theaterbesucher der fraglichen Vorstellung verhaften läßt, obwohl längst bekannt ist, wer den Präsidenten ermordet hat. Stanton reißt die Staatsführung an sich, enthebt den Vizepräsidenten Johnson seines Amtes und riegelt Washington nach außen ab, läßt sämtliche Wege und die Bahnhöfe von Polizei besetzen und den Fluß Potomac durch die Marine absichern, damit niemand ihn überqueren kann. Als Rächer des Präsidenten wirkt er durchaus überzeugend. Merkwürdig ist nur, daß ein ganz bestimmter Weg aus der Stadt heraus, nämlich der über die Marinewerftbrücke, offen bleibt.

Mit diesem Weg hat es eine besondere Bewandtnis. Er führt nach Richmond, der Hauptstadt Virginiens, die vor einiger Zeit zu den Konföderierten übergegangen ist. Alle Entführungspläne und auch der letzte Mordplan der Südstaaten-Unterwelt basieren auf dem Fluchtweg nach Richmond, wo für die Attentäter alles vorbereitet ist und sie

unterschlüpfen können. Sergeant Cobb, der am Tor zur Marinewerftbrücke Wache hielt, ohne besondere Aufträge zu ihrer Sperrung zu haben, erzählte später, daß nachts ein Mann auf dieses Tor zuritt. Der Mann habe sofort angehalten, als der Sergeant ihn anrief und fragte, wo er hinwolle. Booth antwortete lakonisch, er wolle nach Hause, und der Sergeant ließ ihn durch. Die untersuchende Behörde stellt sich auf den Standpunkt, daß Cobb unschuldig sei, er habe ja nicht wissen können, daß dieser nächtliche Reiter den Präsidenten ermordet hat. Aber warum wußte Cobb nicht, daß Washington abgeriegelt war und daß der Präsidentenmörder versuchen würde, die Stadt zu verlassen? Wer war für diese Nachlässigkeit verantwortlich zu machen? Es bleibt der Verdacht, daß Stanton die Pläne der Südstaaten-Unterwelt kannte und unterstützte. Noch ein zweiter Agent ritt kurz nach Booth über die Marinewerftbrücke; Sergeant Cobb rief ihm nur zu, es sei aber schon reichlich spät für solche Spazierritte. Es war David Herold, der den bärenstarken, aber geistig primitiven Thomas Paine zur Villa des Außenministers geführt und ihm das Pferd für die Flucht bereitgehalten hatte. Erst dem dritten Reiter, der sich dem Tor näherte, befahl Sergeant Cobb, umzukehren, aber gerade diesen dritten hätte er durchlassen müssen, denn es war der Pferdestallbesitzer Fletscher, bei dem Herold das Pferd gemietet und der Herold gesehen hatte und ihm nachjagte in der Meinung, Herold wolle das Pferd stehlen. Da Sergeant Cobb ihn nicht durchließ, galoppierte er in die Stadt zurück und zeigte im Polizeipräsidium den Pferdediebstahl an. Der Polizeipräsident begriff sofort, daß der Flüchtige einer der Attentäter war, und forderte von der Armee Pferde an, um mit Hilfe eines berittenen Polizeikommandos dem Attentäter nachjagen zu können. Aber das Hauptquartier der Armee verweigerte die Pferde und erklärte, die Armee werde selbst die Attentäter verfolgen.

In Wirklichkeit dauerte es fast eine Woche, bis sich die Armee in Bewegung setzte, so daß Booth und Herold einen beträchtlichen Vorsprung gewannen.

Booth war ein bekannter Schauspieler, ein schöner, eleganter Mann, Liebling der Frauen, die ihn umschwärmten und um Autogramme bedrängten. Er stammte zwar nicht aus dem Süden, hatte aber lange Zeit dort gelebt und war intimer Freund reicher Farmerssöhne und seit 1863 Mitglied der südlichen Geheimorganisation. Trotz schlechter Zeitungskritiken, die seiner Schauspielkunst galten, wurde er hochgemanaged, und er reiste ungehindert zwischen den Staaten umher, offiziell als Hamlet- und Othello-Spieler, den Eingeweihten aber als idealer Südstaaten-Spion bekannt. Nur *eine* seiner Verehrerinnen in Washington wußte, wer er wirklich war: Mary Surratt, in deren Pension in der Nähe des Fordtheaters Booth wohnte und sich mit Agenten und Verbindungsleuten aus den Südstaaten traf. Zuerst leugnete Mary Surratt, etwas zu wissen, legte aber später ein Geständnis ab. Sie gehörte selbst zu dem geheimen Ring und hatte John M. Lloyd, den Besitzer eines Gasthauses fünfzehn Kilometer südlich von Washington, darüber unterrichtet, daß Booth in der Nacht nach Karfreitag bei ihm eintreffen werde. In diesem Gasthaus befand sich ein Waffenversteck, das im Zusammenhang mit den früheren Plänen, Lincoln zu entführen, angelegt worden war. Lloyd selbst holte Waffen aus dem Versteck und übergab sie Booth, der mit Herold nachts das Wirtshaus erreichte und über starke Schmerzen im Bein klagte. Schwer bewaffnet und voller Whisky, den Lloyd reichlich zur Verfügung stellte, ritten die beiden Attentäter weiter und waren am nächsten Morgen im Staat Virginia, nachdem sie noch vorher einen Arzt aus dem Bett geholt und mit vorgehaltener Pistole gezwungen hatten, Booth das gebrochene Bein zu bandagieren und ihm provisorische Krücken zu bauen.

Inzwischen versuchte man in Washington, die Ermordung Lincolns als Tat eines Geistesgestörten hinzustellen, obwohl alle Welt wußte, daß Booth nicht geistesgestört war und wahrscheinlich seine letzte Rolle mit soviel Verstand spielte wie alle seine früheren Rollen. Paine allerdings war früh verhaftet worden, weil er sich wie ein Geistesgestörter aufführte und den Verdacht auf sich lenkte. Das bedeutete aber noch lange nicht, daß Booth in demselben Geisteszustand sein mußte. Stanton schien die Hintergründe vertuschen und Booth und Herold am liebsten entkommen lassen zu wollen. Aber es gab eine öffentliche Meinung, erste Ansätze einer Arbeiterbewegung, Politiker, eine Presse, die wußten, wer der Mörder war und wohin er sich begeben hatte. Es wurden Stimmen laut, die etwas über die Hintergründe des Attentates munkelten, was an sich schon gefährlich war, denn das Attentat durfte keinen Hintergrund haben. Stanton sah ein, daß es Zeit wurde, diese makabre Affäre abzuschließen. Er setzte auf die lebende Ergreifung der beiden flüchtigen Attentäter einen Kopfpreis von je 25 000 Dollar aus.

So zogen denn zum zweiten Male Unionstruppen in das konföderierte Virginia, obwohl der Krieg schon zu Ende war, diesmal suchten sie Booth und Herold. Stanton hatte es plötzlich eilig. Zehntausend Mann, zum größten Teil Kavallerie, jagten den Attentätern nach. Es waren jetzt acht Tage nach der Ermordung des Präsidenten vergangen. Man fand sehr schnell den Gastwirt, bei dem Booth und Herold Whisky und Waffen bekommen hatten, den Arzt, der das gebrochene Bein des Mörders geschient und ihm Krücken gebaut hatte. Es wurde der Negersklave gefunden, den die Untergrundbewegung mit Lynchdrohungen und Booth mit vorgehaltener Pistole gezwungen hatten, seine Hütte den Flüchtenden für eine Nacht zur Verfügung zu stellen. Zum Dank hatten Booth und Herold dem Neger am Morgen zwei Pferde gestohlen und waren weitergeritten. Schließlich wurde der Farmer gefunden, der in seinem Tabaktrockenschuppen die beiden Verbrecher verborgen hielt.

Der Schuppen ist schnell von Militär umstellt. „Kommt heraus", befiehlt der Leutnant. Keine Antwort. Die Soldaten bringen trockenes Holz und Reisig, um die Hütte in Brand zu setzen.

Fortsetzung auf Seite 81





Die Wolkenhöhe wird mit dem Wolkenmeßgerät ermittelt. Ein Lichtimpuls wird an die Wolkendecke gestrahlt, dessen Reflektion eine Fotozelle auffängt. Aus der Zeitdifferenz zwischen Senden und Empfangen wird die Höhe ermittelt. Das Gerät kann niedrige Höhen von 30 bis 600 Meter und große Höhen von 50 bis 3000 Meter messen. Der Lichtimpuls zeigt sich auf dem Bildschirm als eine Kurve, bringt man die auf dem Schirm befindliche Markierung mit ihr überein, ist an einer Skala der Höhenwert abzulesen.

Der Böenschreiber ist an die Windfahne auf dem Dach der Station angeschlossen. Drei Werte notiert er. Der obere Stift schreibt die Windrichtung, der mittlere die Windgeschwindigkeit und der untere die Windspitzen, die bekannten Böen. ▶

Major Ernst Gebauer

WETTERMACHER

Beim alten Knauer und seinem hundertjährigen Kalender! Das Wetter macht einen dicken Strich durch meine und des Chefredakteurs Rechnung. Eine Bildreportage über die Jagdflieger soll ich „schießen". Daß ich nicht lache – aber nicht einmal das kann ich.

Der Himmel hängt voller Grau, ein häßlicher Schneeregen geht ununterbrochen auf die vereiste Start- und Landebahn nieder. Seit Tagen. Und täglich gehe ich den gleichen Weg – zu den Meteorologen. Bestimmt bin ich ihnen schon auf die Nerven gefallen mit meiner ständigen Frage: „Na, wie wird das Wetter?"

Doch sie bleiben immer freundlich, laden mich sogar ein, bei ihnen zu bleiben, mich ein wenig umzusehen und, wenn ich will, auch ein bißchen zu helfen. Ist das etwa eine Aufforderung, mir das Wetter selbst zu machen? Immerzu denke ich an die MiG's, wie sie auf Hochglanzpapier 18 × 24 prächtig aussehen müßten und dann in der „AR" . . .

Aber anstatt sie in den „Kasten" zu kriegen, sitze ich zwischen Telefonen, die alle Augenblicke klingeln. Der Gefechtsstand will die Wolkenuntergrenze wissen, der Kfz.-Park den Straßenzustand . . . Und wenn's so weitergeht, ruft die LPG an, ob sie die Mohrrüben abdecken soll. Letzteres muß ich wohl laut gedacht haben, denn der Meteorologe, Hauptmann Fricke, sagt: „Stimmt fast, die sind auch regelmäßige Kunden."

Mit einem Blick zur Uhr bittet er mich, die Telegramme vom Fernschreiber zu holen. Die Praxis meines Wettermachens beginnt.



Aus zwei Fernschreibgeräten, das eine am Kabel, das andere am Funkgerät angeschlossen, hängen Papierstreifen. Eng beschrieben. Aber kein Buchstabe zeigt an, was für Wetter zu erwarten ist. Zahlenkolonnen halte ich in der Hand. Zu fünft geordnet, bedecken sie den Streifen. Der Hauptmann nimmt sie entgegen und sagt mit Bestimmtheit: „Gegen 21.00 Uhr wird ein Schneefallgebiet unseren Flugplatz passieren." Als ahne er meine Zweifel, erklärt er: „Die von meinem Vorgänger gegebene Prognose deutete schon so etwas an. Die Meldungen der anderen Stationen, das sind die Zahlen hier, enthalten verschlüsselt die dort gemessene Windrichtung und -stärke, die Sichtverhältnisse, Wettererscheinungen wie Regen, Schnee u. a. Wolkenverhältnisse, Temperatur und Luftdruck geben mir jetzt die Gewißheit, daß sich etwas Ordentliches zusammenbraut. Diese Meldungen kommen stündlich von der zentralen Wetterstation der Luftstreitkräfte und alle eineinhalb Stunden von etwa 36 Stationen des meteorologischen Dienstes der DDR. Viermal am Tage werden die Werte der an vier Orten der DDR aufgelassenen Radiosonden empfangen. Dazu kommen die eigenen stündlichen Messungen. Das alles wird zu einer Wetterkarte verarbeitet."

Ich sehe mir solch eine Karte an, Europa und noch ein gan-



In der Wetterhütte stehen ein Thermograph und ein Hydrograph. Sie notieren die Temperaturen und die Luftfeuchtigkeit. Die beiden quergelegten Thermometer zeigen die Höchst- und Tiefsttemperaturen des Tages, das linke senkrechtstehende Thermometer die augenblickliche Temperatur an. Das rechte ebenfalls, nur ist es in einen feuchten Mulllappen gehüllt, dessen Feuchtigkeit verdunstet. Die beim Verdunsten verbrauchte Wärme äußert sich nun im Gegensatz zu dem trockenen Thermometer in einem niedrigeren Wert. Die Differenz zwischen beiden Thermometern ergibt an Hand einer Tabelle die relative Luftfeuchtigkeit.





Der Bildfunkempfänger „Ladoga", an ein Funkgerät angeschlossen, empfängt die von einigen zentralen Wetterstationen in Europa ausgestrahlten Vorhersagekarten, die dem Meteorologen des Flugplatzes Einblick in die Großwetterlage geben.

zes Stück Atlantik sind darauf – und Hunderte von Zahlen . . .
Wieder klingelt das Telefon. Diesmal ist es die Einsatzkette. „Die haben was bemerkt", sagt der Meteorologe und sieht zur Uhr.
21.12 Uhr. An die Fensterscheibe klatscht nasser Schnee. „Das wird gut vier Stunden anhalten. Ein Start ist unmöglich. Sie können für die nächsten Stunden den Überdruckanzug ablegen."
Donnerwetter, so genau kann man also das Wetter voraussagen. In der Tat, Prognosen können heute schon mit 88 Prozent Sicherheit gegeben werden. Nur selten wird sich die Gesamtvorhersage verändern. Lediglich einzelne Elemente, wie Windrichtung oder Bewölkung können abweichen. Die moderne Technik kann gegenwärtig diese Wahrscheinlichkeit kaum noch mehr erhöhen. Die Anzeige- und Schreibgeräte haben sich zwar verbessert, die Werte sind genauer geworden. Raketen und Satelliten werden neue Methoden in der globalen Vorhersage ermöglichen. Für die tägliche Prognose im begrenzten Raum, wie sie die Fliegerei in den erdnahen Luftschichten fordert, sind noch keine neuen Mittel gefunden worden. „Also zurück zum alten Barometer." Mit dieser Aufforderung unterbricht Genosse Fricke meine Betrachtungen.
In einem Holzkasten hängt es an der Wand. Der Stand des Quecksilbers in der Glasröhre gibt den Luftdruck an. Nicht nur der Meteorologe, auch jeder Flugzeugführer braucht ihn für Start und Landung. Sein Höhenmesser arbeitet gleichfalls auf barometrischer Basis. Der Luftdruck nimmt mit zunehmender Höhe über dem Meeresspiegel ab. Da der Höhenmesser des Flugzeuges auf normal Null geeicht ist, die Flugplätze aber höher als der Meeresspiegel und zueinander verschieden hoch liegen, muß dem Flugzeugführer der Unterschied zwischen ihnen bekannt sein. Er markiert deshalb den Druck auf dem jeweiligen Flugplatz vor Start und Landung auf seinem Höhenmesser.



Das Barometer ist eine etwa einen Meter lange, mit Quecksilber gefüllte, an einem Ende verschlossene Glasröhre, die umgedreht in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß getaucht ist. Das Quecksilber fällt in der Röhre bis auf etwa 760 mm (normaler Barometerstand). Oberhalb der 760 mm entsteht ein luftleerer Raum. Der auf den Quecksilberspiegel des Gefäßes lastende Luftdruck hält die Quecksilbersäule im Gleichgewicht. Sie fällt bei geringerem und steigt bei stärkerem Luftdruck.



▲
Der verantwortliche Meteorologe erläutert den Flugzeugführern die für die nächsten 24 Stunden zu erwartende Wetterlage.

Die Zeiger der Uhr stehen kurz vor Mitternacht. Eine volle Stunde naht. Man schickt mich auf den Hof, um die Temperaturen aus der Wetterhütte zu holen. Ich lese die Thermometer ab.

Dann hole ich noch vom Fernschreiber die Telegramme. „Unser Wetter" ist fertig. Alle Werte gehen an die Zentrale. Stündlich wiederholen wir diese Arbeiten. In der Zwischenzeit erfahre ich noch manche Einzelheit. So hat z. B. jeder geographische Raum seine eigenen Wettererscheinungen, die der Meteorologe kennen muß. Industriegebiete entwickeln Nebel und Wolkenfelder. Sümpfe erzeugen in der schönsten Vollmondnacht Nebel. Aber auch andere Erscheinungen machen den Meteorologen mitunter zu schaffen. Ihnen mußte auch mein Lehrmeister Tribut zollen.

Er war einmal diensthabender Meteorologe und saß beim Flugleiter im Fahrzeug. Es war kalt. Überreichlich versorgte er den Kanonenofen. Ab und zu schaute er aus dem Fenster, denn Start- und Landepunkt lagen an dem den Sümpfen am nächsten gelegenen Ende der Startbahn. Je öfter er aus dem Fenster sah, um so schlechter war der Punkt zu erkennen. Nebel! Eilig beschwor er den Flugleiter, kein Flugzeug mehr starten und landen zu lassen. Schimpfend verließen beide den Wagen. Draußen, vor dem Fahrzeug, entpuppte sich die „Wettererscheinung" als Qualm des eigenen Ofens.

Das war eine harmlose Sache, doch oft treten plötzliche Wetter auf, die für den Flieger große Gefahren in sich bergen. Diese Erscheinungen muß der Meteorologe rechtzeitig erkennen. Und die Flieger sind ihm dankbar, wenn sie einen Schneesturm auf sicherer Erde erleben und nicht im Landeanflug.

Die Nacht ist einem neblig-trüben Tag gewichen. Das Wetter hat sich trotz meines Zutuns nicht geändert. Ich beuge mich den objektiven Realitäten und bringe unseren Lesern an Stelle von Flugzeugbildern diesen Bericht über die Wettermacher mit.

Von der Wettertechnikerin wird eine Wetterkarte gezeichnet. Die Zahlen der vorliegenden Meldungen werden in Symbole umgesetzt und neben den Standort der jeweiligen Station in die Karte eingetragen.

Der Genosse neben dir



Schritte und laute Zurufe hallten soeben noch durch den Flur. Die Soldaten des vierten Zuges der Grenzkompanie Schubert haben ihre Waffen empfangen und treten draußen zur Vergatterung an. Es ist ein frostklarer Wintertag heute. Alle haben sich warm angezogen und die Schneehemden übergestreift. Weiße Atemwölkchen bilden sich vor ihren Gesichtern. In den nächsten acht Stunden werden sie nun die Staatsgrenze im Kompanieabschnitt sichern. Bei dieser unfreundlichen Jahreszeit ein hartes Stück Arbeit.
Für den Postenbereich an der Teufelsschlucht hat der Zugführer Unteroffizier Manfred Kreher und den Gefreiten Bernd Müller eingeteilt. Beide kennen sich schon lange, doch sie waren noch nie zusammen auf Grenzposten. Jeder ist deshalb neugierig, den anderen auch beim Grenzdienst näher kennenzulernen. Aufmerksam lauschen sie den Worten des Zugführers, der den Kampfbefehl erteilt:
„... sichert die Staatsgrenze der DDR im Kompanieabschnitt mit der Aufgabe, Grenzdurchbrüche nicht zuzulassen, Provokationen zu verhindern und Grenzverletzer vorläufig festzunehmen."

Der Lehrer und sein Schüler

Der LKW fährt vor, der die Soldaten in ihre Postenbereiche bringen wird. Der Kraftfahrer klappt die Rückwand herunter, und einer nach dem anderen schwingt sich auf die Ladefläche. Beim Aufsteigen verheddert sich Gefreiter Müller mit dem Fuß in dem langen Schneehemd und verliert für einen Moment das Gleichgewicht. „Na los, Müller, etwas schneller als sonst", drängelt ihn sein Hintermann. Doch da streckt sich ihm von oben schon helfend eine Hand entgegen. Sein Postenführer nimmt ihm die MPi ab und hilft ihm hinauf.

„Dankeschön, Genosse Unteroffizier!“ sagt Bernd Müller und setzt sich neben den Unteroffizier auf die harte Holzpritsche.

Bernd Müller war es heute morgen nicht ganz geheuer, als er überraschend erfuhr, daß er ausgerechnet mit Unteroffizier Kreher an die Grenze gehen soll. Freilich, den Dienst für den plötzlich erkrankten Soldaten des Zuges wollte er schon gerne machen. Als Kompanieschreiber kommt er ohnedies nur selten mit raus, meistens nur, wenn Not am Mann ist. Aber ausgerechnet mit Unteroffizier Kreher, dessen Lehrer er einmal gewesen war? Er hat nichts gegen ihn. Sie hatten sich gegenseitig ausgesprochen, als sie sich in der Kompanie zum ersten Male trafen, und sie verstehen sich immer gut miteinander. Sie verkehren jedoch meistens nur außerdienstlich zusammen. Jetzt aber ist der frühere Schüler sein Vorgesetzter, wird ihm Befehle erteilen. Ein eigenartiges Gefühl, sich in diese vertauschten Rollen hineinzuversetzen. Doch was hilft's? Sie haben eine gemeinsame Aufgabe erhalten, und die werden sie lösen.

Der LKW ruckt an und rollt langsam den verschneiten Waldweg entlang vor zur Hauptstraße. Die Äste der Fichten rechts des Weges biegen sich unter der Last des Schnees. Die Soldaten bewundern die Pracht der winterlichen Landschaft.

Auch Bernd Müller hatte zunächst etwas hinausgeschaut. Doch in Gedanken beschäftigt er sich mit dem Unteroffizier. Unauffällig beobachtet er, wie der unbeschwert mit dem Fernglas spielt.

Diesen Menschen hast du nun auch zwei Jahre lang mit geformt und ausgebildet, denkt er. Zwanzig Lenze zählt er jetzt, ist Unteroffizier, Gruppenführer und dein Vorgesetzter. Du selbst mit deinen achtundzwanzig Jahren bist Gefreiter, sein Unterstellter, heute sein Grenzposten.

Plötzlich sieht sich Bernd Müller in Gedanken wieder im Physikraum der polytechnischen Oberschule in Olbernhau. Die Tafel, Arbeitstische, Lehrmodelle, Demonstrationsgeräte. Vor ihm sitzen, das war vor fünf Jahren, die Schüler der 9. Klasse. Junge Gesichter schauen ihn an, lauschen seinen Darlegungen.

In einem der Gesichter funkeln listige Augen, um die Mundwinkel liegt stets ein verschmitztes Lächeln. Es ist Manfred Kreher, derselbe, der jetzt hier auf dem LKW als Unteroffizier neben ihm sitzt. Ist er wirklich noch derselbe? Was hat sich an ihm verändert? Bernd Müller versucht, sich zu erinnern.

Damals war er stets zu Späßen aufgelegt, machte mit anderen Jungen manche Streiche. Beim Unterricht war er mitunter etwas vorlaut. Ein aufgeweckter Bursche, ein durchschnittlicher Schüler. Hatten wir eigentlich ein bestimmtes Erlebnis zusammen? Ich kann mich an keins mehr erinnern. Er kam mit Fragen, die er beim Unterricht nicht verstanden hatte. Das taten andere Schüler auch. Und durch besondere Leistungen stach er nie hervor.

Und jetzt? Manfred Kreher ist der lebenslustige Bursche geblieben. Nur reifer ist er geworden, erfahrener, vor allem disziplinierter. Wenn ich ihn so als Gruppenführer beobachte, er tritt militärisch exakt auf, sein Fach versteht er. Damals hätte ich nicht geglaubt, daß er auch einmal Menschen führen und erziehen würde. Irgendwie sind wir jetzt sogar Kollegen, Lehrer, Erzieher junger Menschen. Wer hätte das gedacht. Man soll eben junge Menschen nicht unterschätzen, sondern ihnen vertrauen, ihnen Verantwortung übertragen. Das Beispiel Manfred Kreher beweist es.

Doch halt, fällt es Bernd Müller plötzlich ein, seine Verpflichtung als Soldat auf Zeit für sechs Jahre muß ich noch ins Wehrstammbuch eintragen. Manfred Kreher hatte sie erst vor ein paar Tagen schriftlich abgegeben, jetzt ist sie bestätigt worden. Schön von ihm, daß er auch mich, seinen früheren Lehrer, fragte, bevor er sich dazu entschloß. Ein Zeichen, daß er mir wirklich vertraut.

Im Sinne unserer Weltanschauung

Auf einmal hält der LKW an. Drüben am Waldrand liegt das Schwedenkreuz, wohl ein Wahrzeichen aus dem Dreißigjährigen Krieg. Das erste Postenpaar springt vom Fahrzeug.

„Macht's gut, Genossen, holt euch keine Eisbeine“, ruft Unteroffizier Kreher den beiden Soldaten nach, die sich auf den Weg zum Ablösungspunkt machen.

Bernd Müller nimmt das alles nur mechanisch wahr. Seine Gedanken beschäftigen sich noch immer mit den Menschen, die sich bei uns so großartig entwickeln. Bin ich nicht auch selbst weiter gekommen, reifer geworden, erfahrener, überlegt er.

Der Dienst in der Kompanie gab mir viele neue Eindrücke und Erkenntnisse. Sie werden mir in meiner weiteren Lehrtätigkeit von Nutzen sein. Militärischer Schutz der DDR – jetzt kann ich meinen Schülern aus eigenem Erleben sagen, was das heißt. Junge Sozialisten sollen sie werden, bewußte Staatsbürger unserer Republik. Da muß man ihnen Vorbild sein. Bin ich das?

Einen wichtigen Schritt habe ich nun vor wenigen Wochen getan. Ich bin jetzt Kandidat der SED. Endlich, denn eigentlich könnte ich schon lange Mitglied sein, wenn ich damals, 1959, nicht so lange gezögert hätte.

Noch wie heute sehe ich den Parteisekretär der Schule vor mir. Mehrmals fragte er mich, ob ich nicht in die Partei eintreten wolle. Ja, wenn ich damals mit meinen Erkenntnissen so weit gewesen wäre. Einen solchen Entschluß kann man nur nach reiflicher Überlegung, aus tiefer innerer Überzeugung fassen.

Als ich den Antrag dann stellen wollte, blieben die Anfragen des Parteisekretärs plötzlich aus. Warum? Hatte die Partei jetzt kein Interesse mehr für mich? Oder hatte ich etwas falsch gemacht? Nichts von beidem. Der Parteisekretär sagte frank und frei, wo der Grund lag. Die Partei nehme gegenwärtig nur Arbeiter und Bauern auf.

Verständlich, diese Begründung, doch ich war geknickt. Kam ich nicht auch aus einer Arbeiter-

familie? Hatte ich mich nicht zum Lehrer emporgearbeitet, war im Geiste der marxistisch-leninistischen Weltanschauung erzogen worden? Es fiel mir schwer, das zu verdauen. Aber was wollte ich jetzt tun? Ich mußte mich damit abfinden, daß ich vorerst nicht aufgenommen würde.

Trotz der Ablehnung ging mir die Verbindung zur Partei ja nicht verloren. Ich arbeitete weiter mit Genossen Lehrern zusammen, mit denen ich mich prima verstand. Im Unterricht bemühte ich mich, die Parteibeschlüsse zur sozialistischen Erziehung und Bildung unserer jungen Menschen zu befolgen. Eigentlich arbeitete ich immer im Sinne der Partei. Aber in engere, unmittelbare Berührung mit ihr kam ich erst wieder hier in der Grenzkompanie. Die Genossen achten meine Arbeit, sind mit mir zufrieden. Na ja, man tut, was man kann. Schließlich werden Schützenschnur, Bestenabzeichen und Leistungsabzeichen der Grenztruppen nicht verschenkt.

Der Politstellvertreter rannte ein offenes Tor ein, als er mich für die Partei werben wollte. Im ersten Moment wollte ich es gar nicht recht fassen, daß mein Wunsch endlich erfüllt werden sollte.

Mit den Aufnahmeunterlagen ging es dann recht schnell. Den beiden Genossen an der Oberschule werde ich noch persönlich danken, daß sie für mich bürgten. Brieflich macht sich das nicht so gut.

Nun bin ich schon einige Monate Kandidat, und das kurz vor dem 20. Jahrestag der Partei. Ein schönes Gefühl, ihr anzugehören.

War sie es nicht, die auch mich erzogen hat, obwohl ich ihr noch nicht angehörte? Deutlich sehe ich noch jenen Lehrer vor mir, mit dem wir uns als damalige Oberschüler im Internat oft über die Politik der Partei unterhielten. Ein erfahrener Pädagoge, aber auch ein ebensokampferfahrener Parteigenosse. Wir hatten tausend Fragen, wenn er uns die Maßnahmen der Partei und der Regierung erläuterte. Keiner ging er aus dem Wege, auch nicht denen, die uns heikel erschienen. Seine Darlegungen trugen entscheidend dazu bei, in mir ein sozialistisches Weltbild zu formen. Er war mein Vorbild in den ersten Jahren meiner Lehrtätigkeit. An ihn muß ich hier in der Grenzkompanie immer wieder denken. Ihm werde ich auch weiterhin nacheifern, wenn ich wieder an die Oberschule zurückkehre. So wie er, werde auch ich als Parteimitglied unsere jungen Menschen im Sinne unserer sozialistischen Weltanschauung erziehen.

Bernd Müller schaut zu Manfred Kreher. Der unterhält sich gerade mit seinem Gegenüber. Auch der Unteroffizier trägt sich mit dem Gedanken, in die Partei einzutreten, war ihm eingefallen. Neulich erst hatten sie darüber gesprochen. Kreher hat jedoch noch einige unklare Vorstellungen. Er wirft das schlechte Verhalten einzelner Genossen mit der Politik der Partei zusammen in einen Topf. Aber auch diesen Unterschied wird er noch begreifen lernen. Seinen Leistungen nach gibt es nichts, was seine Aufnahme verhindern könnte.

Mit einem Male zieht es Bernd Müller und den Unteroffizier vom Sitz. Der LKW dreht eine Schleife. Sie halten sich gegenseitig fest, um nicht auf der anderen Seite zu landen.

Als das Fahrzeug anhält, fühlt sich Unteroffizier Kreher anscheinend als Busschaffner und ruft die Haltestelle aus:

„Sophienhöhe, beim Aussteigen bitte beeilen!"

Das nächste Postenpaar begibt sich in sein Postenbereich.

Verachtet den Gefreiten nicht

Es ist inzwischen leerer geworden auf dem LKW. Nur Unteroffizier Kreher und Gefreiter Müller, das Postenpaar für den Grenzabschnitt Teufelsschlucht, hocken noch auf den Holzpritschen und lassen sich durch die Gegend schaukeln.

Der Weg führt jetzt über eine kahle Höhe. Selbst durch die Fahrzeugplane ist der eisige Wind zu spüren, der draußen pfeift. Wie mit tausend Nadeln sticht die Kälte in die Gesichter der Genossen. Sie streifen sich die Kapuzen über den Kopf und helfen sich gegenseitig, unter dem Kinn die Schleifen zu binden.

Ein feiner Kerl, dieser Müller, denkt Unteroffizier Kreher, als er sich die Handschuhe wieder anzieht. Er ist immer hilfsbereit, kameradschaftlich, den anderen Vorbild. Eigentlich etwas komisch, daß ich heute ausgerechnet mit ihm auf Posten gehen muß. Der Schüler kommandiert seinen früheren Lehrer – meine Klassenkameraden von damals würden feixen, wenn sie das wüßten. Aber das werden sie nicht erfahren, sie würden das wahrscheinlich sowieso nicht richtig verstehen. Wichtig ist, daß wir beide gut miteinander auskommen.

Ich kann eigentlich froh sein, daß Müller mit auf der Stube meiner Gruppe liegt, spinnt Unteroffizier Kreher den Faden weiter. Er hat mir schon manchmal aus der Patsche geholfen, wenn ich mit den Soldaten nicht mehr zurecht kam. Wie er damals dem Soldaten Donndorf den Kopf geraderückte, das war gut gemacht. Donndorf war ein ausgesprochener Ich-Mensch, er stellte überall seine persönlichen Interessen in den Vordergrund. Er hatte sich damit vom Kollektiv isoliert. Da hat ihn Müller einmal ordentlich ins Gebet genommen und ihm begreiflich gemacht, daß auch die anderen Anspruch auf Urlaub und dienstfreie Tage haben. Donndorf begann sich daraufhin zu wandeln und ist seitdem ein guter Soldat. Ich glaube nicht, daß ich das so schnell geschafft hätte.

Oder neulich erst die Zigarettengeschichte. Es gab Reibereien zwischen den Soldaten und Müller, weil sie außerhalb der Kantinenzeiten Zigaretten kaufen wollten, er das aber verweigerte. Soll er doch mal acht Stunden draußen stehen, nörgelten sie herum, dachten dabei jedoch nicht daran, daß Müller als Kompanieschreiber auch vieles andere zu tun hat. Er hat ihnen dann noch Zigaretten verkauft, und die Sache war erledigt. Aber war es seine Schuld, daß sich einige nicht an die Kantinenzeiten hielten? Ordnung muß sein, darin hat er recht.

Nein, auf meinen früheren Lehrer lasse ich nichts



Illustrationen: Gerhard Rappus

kommen, denkt Unteroffizier Kreher. Der kann auch als Soldat den Lehrer nicht von sich abstreifen. Das ist in Ordnung. Ob er mir den Busschaffner von vorhin auch wieder ankreiden wird? Sicher nicht, denn er ist ja auch nicht gerade ein Trauerkloß. Diesen Scherz wird er mir schon nicht übelnehmen.

Allerdings hat er mir schon manches aufs Brot geschmiert, was ich beim Umgang mit den Soldaten falsch gemacht hatte. Neulich erst bei der pädagogischen Beratung aller Unteroffiziere und Zugführer. Der Kompaniechef hatte sie auf Vorschlag der Parteileitung einberufen. Gefreiter Müller und Unteroffizier Schuch, der auch Lehrer ist, sprachen über die Erziehungsarbeit in der Kompanie. Mehr Liebe zu den Menschen, verlangten sie. Manchem Unteroffizier hielten sie dabei den Spiegel vors Gesicht, weil sie mit den Soldaten nur im streng dienstlichen Ton verkehrten oder die Ordnung auf den Stuben vernachlässigten.

Auch ich kriegte dabei vom Genossen Müller mein Fett ab, weil ich die Soldaten öfter mal mit Du anspreche und mit meinen scherzhaften Bemerkungen manchmal ein Stück zu weit gehe. Er hat recht, darunter leidet die Autorität. Ich bemühe mich, das zu unterlassen. Aber sollte ich ihm deswegen böse sein? Sollte ich seine guten pädagogischen Ratschläge in den Wind schlagen, weil er Gefreiter ist? Für mich ist er nach wie vor der Lehrer, der auch als Gefreiter meine volle Anerkennung verdient.

Seite an Seite

Mit einem Male rutschen Unteroffizier Kreher und Gefreiter Müller auf der Holzpritsche nach vorne auf das Führerhaus zu. Manfred Kreher wird jäh aus seinen Gedanken gerissen. „He, geht das nicht ein bißchen langsamer?" brüllt er.

Der Kraftfahrer hatte zu kurz gebremst, das Fahrzeug hält an.

„Aussteigen, Endstation!" spielt diesmal der Fahrer den Busschaffner und läßt die Rückwand herab. Unteroffizier Kreher und Gefreiter Müller springen hinunter. Sie sind froh, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Die Fahrt durch fast den gesamten Kompanieabschnitt hat sie ordentlich durchgeschüttelt.

Die beiden Genossen hängen die MPi über die Schulter und stapfen nun den schmalen Trampelpfad entlang, der den verschneiten Abhang hinunterführt. Etwa auf halber Höhe des Hanges, zwischen Büschen versteckt, liegt ihre Be-

Fortsetzung auf Seite 76

RENDEZVOUS MIT DEM MOND

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Das jüngste sensationelle Mondflugexperiment der Sowjetunion, die weiche Landung von „Luna 9", wird in der Geschichte der Astronautik eine Sonderstellung einnehmen. Immerhin war es im Sinne der klassischen Raumfahrt das erste Unternehmen, bei dem, mit Ausnahme einer direkten Beteiligung von Menschen, schon alle charakteristischen Merkmale der eigentlichen Zielsetzung der Raumfahrt erfüllt wurden. Der Begriff Raumfahrt umschließt bekanntlich das Vorhaben, mit Hilfe raumflugtechnischer Mittel andere Himmelskörper direkt zu erreichen, wobei die Voraussetzung gilt, wissenschaftliche Einrichtungen in funktionstüchtigem Zustand auf die Oberfläche des betreffenden Weltkörpers zu bringen. In der Phase der höchsten technischen Vollendung dieses Prinzips wird der Mensch selbst an derartigen Forschungsflügen teilnehmen. Mit dem Flug der ersten weich gelandeten Mondsonde setzten die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler zwangsläufig auch in den verschiedensten Teilbereichen der Raumflugtechnik besondere Maßstäbe und Akzente. So brachten sie erstmalig bahn- und flugmechanische Probleme zum vollendeten Abschluß, wie sie in dieser Kompliziertheit und mit derartiger Präzision zuvor bei Mondflügen noch niemals vorgelegen hatten. Die vorangegangenen Versuche mit „Luna"-Mondsonden bildeten dafür eine wesentliche Grundlage.

Das Unternehmen „Luna 9" begann, wie seine Vorläufer, mit der Aufstellung eines Flugprogramms. Darin gingen außer den antriebstechnischen Charakteristiken des Trägersystems und des eigentlichen Mondflugkörpers vor allem die von der Startzeit abhängige Konstellation zwischen der Erde (bzw. Startort) und dem Mond (bzw. vorgesehener Landepunkt) als Ausgangswerte für die Berechnung der verschiedenen Bahnabschnitte und der Bahnmanöver ein.

Im einzelnen war das „Luna"-Flugprogramm in mehrere charakteristische Abschnitte unterteilt. Der erste umfaßte die Antriebsbahn des Trägersystems und den Einflug in die „Parkbahn". Darunter versteht man eine erdnahe Satelliten-Umlaufbahn, die von dem späteren Mondflugsystem jedoch meist nur zu einem Teil durchflogen wird. Aus dieser Bahn erfolgt dann der Abflug auf einer „Übergangsbahn" zum Mond. Die Parkbahn gestattet es, den günstigsten Ausgangspunkt für eine Übergangsbahn zu wählen. Auch dann, wenn dieser Punkt für einen Start ab Erdoberfläche durch die geographische Lage des Startortes auf der Erde mit der Antriebsbahn des Trägersystems nicht oder nur unter antriebsenergetisch ungünstigen Bedingungen (Verringerung der Nutzmasse) zu erreichen wäre. Für Flüge zum Mond und zu den Planeten wären wegen der schrägen Stellung der Erdachse an sich Startorte am günstigsten, die entweder direkt am Erdäquator oder in geographischen Breiten bis zu etwa 23° liegen. Da die Raumflugstartplätze der Sowjetunion durch ihre relativ hohen geographischen Breiten (mehr als 45°) in dieser Hinsicht ungünstig liegen, sind Parkbahnen unbedingt erforderlich. Deshalb ist auch die antriebs- und steuerungstechnische Leistung bei den sowjetischen Mond- und Planetenflugexperimenten hoch einzuschätzen.



Ein weiterer Vorteil, den eine Parkbahn bietet, besteht in der zusätzlichen Bahn- und Systemüberprüfung vor dem Eintritt in die Übergangsbahn. Dazu werden während des mehr oder weniger langen antriebslosen Fluges in der Parkbahn von Bodenstationen nochmals die Bahnwerte gemessen und durch das mit entsprechenden elektronischen Anlagen ausgerüstete Bodenleitsystem auf den Übergang zur Abflugbahn abgestimmt. Gleichzeitig wird die räumliche Lage des Mondflugkörpers so präzisiert, daß bei Zündung des Antriebsteils der exakte Eintritt in die Übergangsbahn möglich wird. Weiterhin überzeugt man sich durch Meßwertübertragungen davon, ob die Bordsysteme der Mondflugeinheit sicher funktionieren. Bei eventuellen Ausfällen oder Fehlfunktionen kann man in gewissem Rahmen Hilfsmaßnahmen einleiten, wie zum Beispiel Umschaltungen auf Zweitgerätesätze. Das Abflugmanöver aus der Parkbahn wird durch einen Antriebsteil bewirkt, der mit dem eigentlichen Mondflugkörper verbunden ist und nur diesem speziellen Zweck dient. Es sei denn, ein Teil seines Antriebsvermögens wird noch für spätere Bahnkorrekturen eingesetzt, die eventuell in der Übergangsbahn nötig werden. Spätestens nach einem derartigen Korrekturmanöver wird dieser Antriebsteil dann von der Mondsonde getrennt. Für die Übergangsbahn, auf der die Sonde den größten Teil ihres Weges zum Mond antriebslos zurücklegt, gelten im allgemeinen bahnmechanische Gesichtspunkte, die im wesentlichen aus der klassischen Himmelsmechanik (Astronomie) hergeleitet werden können.

Der Mond bewegt sich bekanntlich auf einer angenähert kreisförmigen Ellipse um den noch innerhalb des Erdkörpers liegenden Systemschwerpunkt von Erde und Mond. Seine Erdentfernung beträgt dabei im Mittel etwa 384 000 km. Der Typ der Übergangsbahn sowie Flugdauer und Annäherungsgeschwindigkeit an den Mond richten sich nach der Abfluggeschwindigkeit am Anfang der Übergangsbahn. Die Grundlage dafür bildet die Parkbahn-Geschwindigkeit (je nach Bahnhöhe etwa 7,4 bis 7,6 km/s). Bei einer Abfluggeschwindigkeit von rund 10,9 km/s (200 km Bahnhöhe) oder etwas darüber, entstehen parabelähnlich gestreckte Flugbahnen mit Flugzeiten zwischen 30 und 48 Stunden. Allerdings wird hier die Annäherungsgeschwindigkeit an die Mondoberfläche ungünstig hoch. Da praktisch die gesamte Annäherungsgeschwindigkeit durch das Landetriebwerk fast auf Null abgebremst werden muß, erfolgt die Annäherung mit einer möglichst niedrigen Geschwindigkeit. Bei hart aufprallenden Mondsonden braucht dies selbstverständlich nicht berücksichtigt zu werden.

Die Annäherungsgeschwindigkeit wird einerseits durch die Anziehungskraft des Mondes bestimmt, wodurch die Sonde eine zusätzliche Beschleunigung bis auf etwa 2,6 km/s erhält, andererseits durch die Geschwindigkeit, mit der die Mondsonde in die Wirkungssphäre des Erdtrabanten (Radius etwa 66 000 km) eintritt. Letztere ist zwar nur noch ein Rest der Abfluggeschwindigkeit (ständige Verzögerung durch die Erdanziehung), bei rasanten Flugbahnen kann sie aber noch immer 1 bis 2,5 km/s erreichen.



Zeichnungen: Hans Räde

Unter Berücksichtigung dieser Faktoren wählten die sowjetischen Wissenschaftler für ihre „Luna"-Sonden besonders günstige Übergangsbahnen aus, die vor allem einen optimal großen Nutzmassetransport – zwischen 1500 und 1600 kg – ermöglichten. Die Abfluggeschwindigkeiten lagen unterhalb der charakteristischen parabolischen Geschwindigkeit (Fluchtgeschwindigkeit, zweite astronautische Geschwindigkeit) und ergaben langgestreckte elliptische Übergangsbahnen. Dadurch wuchs die Flugzeit auf etwa 80 bis 85 Stunden an. Die Annäherungsgeschwindigkeit ging jedoch dafür kaum über die vom Mond selbst bestimmten 2,6 km/s hinaus. Allerdings wuchsen dadurch auch die Präzisionsforderungen für die gesamte Flugprogrammsteuerung aus bahnmechanischen Gründen erheblich an.

Abb. oben: Abflug aus einer Parkbahn. A = Startort; B = Brennschluß; C = Wiederbeschleunigung zum Abflug; A–B = Antriebsbahn; B–C = Parkbahn.

Abb. links unten: Mondflugbahnen und Flugzeiten (in Tagen, links) für verschiedene Abfluggeschwindigkeiten aus einer Parkbahn in 200 km Höhe.

Der Genosse neben dir

Fortsetzung von Seite 73

obachtungsstellung. Die Kameraden dort werden schon auf ihre Ablösung warten.

„Die haben's hinter sich, wir haben's noch vor uns", sagt Gefreiter Müller, der einige Schritte vor seinem Postenführer geht.

„Nanu, so pessimistisch heute, Genosse Lehrer", antwortet der Unteroffizier. „So kenne ich Sie ja gar nicht."

„So war das auch nicht gemeint. Ich sagte das nur wegen der Kälte. Eine ganz schöne Dürre heute."

Die Beobachtungsstellung ist erreicht. Unteroffizier Kreher läßt sich vom alten Postenführer kurz berichten, was es in den letzten Stunden hier gab. Doch es war nichts weiter los gewesen. Die beiden abgelösten Soldaten klettern den Hang hinauf zum Fahrzeug, das oben wartet.

„So, Genosse Gefreiter", wendet sich der Postenführer an seinen Posten. „Sie beobachten nach links. Ihr Sektor reicht von dem Baum hier vorne bis oben auf die Höhe."

Unteroffizier Kreher zeigt dabei mit der Hand zu den angegebenen Geländepunkten. „Sofort Meldung, wenn sich etwas im Abschnitt bewegt. Ich beobachte vom Baum aus nach rechts. Falls Zöllner oder BGS auftauchen, ruhig verhalten und gut beobachten. Die haben ihre bestimmten Zeiten, zu denen sie auftauchen, und meistens dort drüben, wo der Weg verläuft. Behalten Sie aber den ganzen Abschnitt gut im Blickfeld."

„Zu Befehl, Genosse Unteroffizier!"

Bernd Müller deutet so etwas wie eine militärische Grundhaltung an, entsinnt sich dann aber, daß das hier an der Grenze gar nicht notwendig ist. Er legt seine MPi auf die Deckung, dann hockt er sich selbst nieder.

Sein Blick gleitet an dem Drahtzaun entlang, hinter dem sich die Staatsgrenze dahinzieht. Auch der Unteroffizier hat sich inzwischen in Deckung gelegt und beobachtet aufmerksam seinen Grenzabschnitt. Schweigend liegen sie nebeneinander, der Unteroffizier und der Gefreite, der Schüler und sein Lehrer.

Noch einmal muß Bernd Müller an die vertauschten Rollen denken, die sie jetzt beide spielen. Sind es eigentlich vertauschte Rollen? Haben sie hier nicht gemeinsam eine Aufgabe zu lösen, eben den Schutz der Staatsgrenze?

Manfred Kreher ist jetzt mein Postenführer, mein Vorgesetzter. Was er mir befiehlt, werde ich ausführen. Militärisch versteht er seine Arbeit. Überhaupt ist in jeder Beziehung auf ihn Verlaß. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird auch er seine Aufnahme in die Partei beantragen. Dann werden wir beide Parteigenossen sein. Es ist ein schönes Gefühl, einen solchen Freund und Genossen an der Seite zu wissen.

Oberstleutnant Dressel



IKA ELECTRICA

TYPENBLATT

NATO-FAHRZEUGE



LKW „Stalvart" PV 2 (England)

Taktisch-technische Daten:

Masse	6300 kg
Länge	6224 mm
Breite	2540 mm
Höhe	2463 mm
zul. Gesamtmasse	11300 kg
Nutzlast	5000 kp
max. Geschwindigkeit	
– Straße	70 km/h
– Wasser	9,3 km/h
Fahrbereich (Straße)	640–720 km
Steigfähigkeit	32,5%
Überschreitfähigkeit	1750 mm
Motor	4-Takt-Otto/220 PS

Der in England und Schweden eingesetzte geländegängige und schwimmfähige LKW PV 2 dient als Transport-, Landungs- und Bergefahrzeug in den Landstreitkräften. Auch als Artilleriezugmittel findet er Verwendung.

ARMEE-RUNDSCHAU
4 1966

TYPENBLATT

NATO-SCHIFFE

Fregatte Typ „Hunt II" (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	1050 . . . 1610 ts
Länge	89 m
Breite	9,6 m
Tiefgang	3,4 m
max. Geschwindigkeit	25,5 sm/h
Fahrstrecke (bei 14 sm/h)	3700 sm
Bewaffnung	1 Allzielgeschütz 100 mm; 4 Flak 40 mm Bofors L/70; rd. 60 mittlere Minen
Besatzung	130 Mann

Die von den westdeutschen Howaldt-Werken AG, Hamburg, umgebaute und modernisierte Fregatte britischer Herkunft dient der westdeutschen Kriegsmarine als Ausbildungsschiff der Artillerieschule Kiel-Wik. Das Schiff kann auch als Artillerieträger für Geleite verwendet werden.





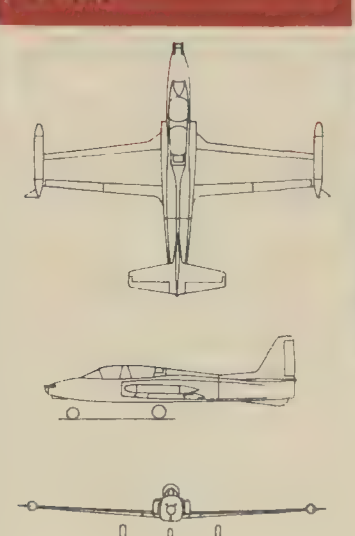


Leichte Feldhaubitze (England)

Taktisch-technische Daten:

Masse in Feuerstellung	728 kg
Kaliber	94 mm
Rohrlänge	1260 mm
Richtfeld	
– Höhe	40°
– Seite	40°
Anfangsgeschwindigkeit	345 m/s
Schußweite	5,4 km
Bedienung	4 Mann

Das Geschütz diente als Unterstützungswaffe für die englischen Infanterieeinheiten. Es hatte Spreizlafette und wurde sowohl motorisiert als auch mit Pferdzug (2 Pferde in Tandemanordnung) bewegt.





Strahltrainer „Galeb" (SFR Jugoslawien)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse (mit Zusatzbehältern)	3714 kg
Spannweite	10,38 m
– mit Kraftstoffbehältern	10,62 m
Triebwerk	TL Bristol Siddeley „Viper" 1130 kp
Höchstgeschwindigkeit	
– in Bodennähe	756 km h
– in 6200 m Höhe	812 km/h
Steigleistung	25 m/s
Reichweite	1250 km
Besatzung	2 Mann

Das jugoslawische Schul- und Ubungsflugzeug „Galeb" wird in den Luftstreitkräften der SFRJ als Trainer für die fliegerische und navigatorische Ausbildung eingesetzt. Auch Bombenwurf und Luftzielschleßen kann damit geübt werden.

Hannemann, geh' du voran!?

Fortsetzung von Seite 47

der Tür drehte er sich noch einmal um. „Gute Nacht, Genossen!" Wie aus einer Kehle kam die vielstimmige Antwort.

Leutnant Will wartete ab, bis die Tür hinter dem Major ins Schloß fiel. Durch einen Blick verständigte er sich mit dem Kompaniechef und wandte sich dann an die Versammlung. „Genossen! Ich denke, wir haben heute alle etwas dazugelernt. Machen wir Schluß, es geht auf sieben Uhr. Einverstanden? Die Genossen Miering, Köhler und Kuhlmann sind morgen pünktlich acht Uhr beim Kompaniechef, dort werden wir uns noch einmal aussprechen."



Der Fernsehfilm war zu Ende. Einer knipste das Licht wieder an. Alle waren noch ergriffen von dem Gesehenen. Der schmale Gang längs der Stuhlreihen schnürte den Strom der hinausstrebenden Soldaten ein. Kuhlmann wurde von den Nachdrängenden vorwärts gedrückt und sah sich plötzlich an die Seite des Feldwebels gestoßen, der seinerseits gerade aus der Reihe in den Gang treten wollte. Ihre Blicke trafen sich. Beide verhielten den Schritt, um den anderen vorbeizulassen. Im Augenblick nahmen die unmittelbar hinter Kuhlmann gestauten Soldaten die Szene wahr und drückten, seitlich ausweichend, zurück. Auch die Genossen hinter Miering hielten inne. Im Nu entstand ein freier Raum. Die Nächststehenden verharrten im Halbkreis, stumm und gespannt.

Auge in Auge standen sich die beiden Kontrahenten gegenüber. Ein bedauerndes, schuldbewußtes Lächeln kam in Mierings Gesicht, während der Soldat, die Lippen fest aufeinander gepreßt, den anderen abwartend musterte. Miering faßte sich zuerst. „Entschuldigen Sie, Genosse Kuhlmann", sagte er langsam, „ich habe mich unmöglich benommen. Am Sonnabend und vorhin. Es soll nicht wieder vorkommen." Er sah den Soldaten offen an.

Kuhlmann zögerte einen Moment. Das ehrliche Bekenntnis des anderen beschämte ihn, weil es so gar nicht in das Bild paßte, das er sich von jenem gemacht hatte. Aber es wurde ihm doch schwer, sich von der Rolle des selbstgerechten Kritikers zu trennen, in der er sich so gefallen hatte. Doch dann überwand er sich. Seine Gesichtszüge entspannten sich. „Ach, es ist doch schon erledigt", sagte er und winkte ab. Verlegen betrachtete er seine Schuhspitzen. Er fühlte die Blicke der anderen Genossen im Nacken, und in einer plötzlichen Aufwallung streckte er dem Jüngeren und Vorgesetzten die Rechte hin, in die der andere sofort und erleichtert einschlug. „Auf neue, gute Zusammenarbeit, Genosse!" sagte Miering leise.

„Jawohl, Genosse Feldwebel", erwiderte Kuhlmann laut, und beide drückten sich fest die Hand.

Fortsetzung von Seite 64

Der Mörder muß schweigen

Plötzlich hört man aus dem Innern des Schuppens die Stimme von Booth: „Ich bin ein Krüppel. Lassen Sie Ihre Soldaten hundert Schritte zurückgehen, dann komme ich heraus. Das ist meine einzige Chance. Ich will nicht verrecken wie ein Hund. Ich will um mein Leben kämpfen."

Ein Streit zwischen Booth und Herold ist zu hören. „Raus mit dir, du Feigling, ich brauche dich nicht", schreit Booth. Und Herold ruft: „Ich ergebe mich."

„Steck die Hände durch die Tür." Der Leutnant nähert sich der Hütte, packt schnell zu und zerrt Herold heraus. Die Tür schließt sich sofort wieder.

Unter Freudengeheul schleppen die Soldaten Herold ein Stück fort und binden ihn an einen Baum. Sie haben soeben den Kopfpreis von 25 000 Dollar verdient.

Aber Booth kommt nicht heraus. Er lamentiert, tobt, verspricht, sich zu ergeben, macht dann sein Versprechen rückgängig und erklärt, daß er sie alle erschießen werde. Die Soldaten zünden das Reisig an, die Hütte beginnt zu brennen. Der rauchvergiftete Booth ist leicht zu überwältigen. Man überschüttet ihn mit Wasser, damit er wieder zu sich kommt, denn Stanton will die beiden Attentäter lebend haben, nur für den lebenden Attentäter gibt es 25 000 Dollar.

Plötzlich ertönt ein Schuß. Wer ihn abgab, wurde nie geklärt. Booth bricht tödlich getroffen zusammen. Damit ist der Hauptzeuge für die Hintergründe des Mordes an Abraham Lincoln beseitigt.

Die Verhandlungen wurden schnell und oberflächlich geführt. Booth hatte in der Tabaktrockenhütte ein Tagebuch geschrieben, das Stanton übergeben wurde und verschwand. Die Namen der Hintermänner des Attentates wurden während des Prozesses nicht genannt.

Ein untergeordneter Archivbeamter des Kriegsministeriums fand ein Jahr später zwischen alten Akten das Tagebuch von Booth. Der Fund erregte großes Aufsehen. Es stellte sich jedoch heraus, daß achtzehn Seiten aus dem Tagebuch herausgerissn waren, die den Zeitraum der letzten Monate vor dem Attentat behandelten.

Merkwürdig war auch, daß der Sohn der inzwischen hingerichteten Mary Surratt, ein wichtiger Agent der Verschwörung, ins Ausland entkommen konnte. Seine Auslieferung wurde von der Regierung in Washington so nachlässig betrieben, daß die Handlungen Surratts, als es zum Prozess kam, nach amerikanischem Recht verjährt waren und Surratt auf freien Fuß gesetzt werden mußte.

Jahre später wird der Sohn Abraham Lincolns von einem Freund dabei überrascht, wie er Akten und andere schriftliche Materialien aus der Hinterlassenschaft seines Vaters verbrennt. Als Erklärung für sein Verhalten sagt er, daß diese Aufzeichnungen Mitglieder des damaligen Regierungskabinetts Abraham Lincolns stark belasten und sie nachträglich des Hochverrats überführen. Im Interesse des Ansehens der amerikanischen Nation müßten diese Papiere vernichtet werden.

1963 stirbt in den USA wieder ein Präsident durch Mord. Wieder stirbt der Mörder. Der Mörder muß schweigen, ob der Präsident Lincoln oder Kennedy heißt, im Interesse des Ansehens der amerikanischen Nation.

Illustrationen: Karl Fischer





Gedanken während einer Kampfgruppenübung von Gefreiten der Reserve

ROLF LIEBOLD

Wir sitzen in naßkalten Erdlöchern und frösteln. Ein ganzes Bataillon von Kampfgruppenmitgliedern. Über uns rauschen die Wipfel und Zweige der Kiefern im unfreundlichen Novemberwind. Von den Ästen fallen regelmäßig Tropfen auf den durchgeweichten Waldboden und auf unsere schützenden Zeltbahnen.
Neben mir hockt Klaus, mein Gruppenführer. Als er seine 18 Monate gedient hatte – irgendwo oben im Mecklenburgischen – sagte der Parteisekretär zu ihm: „Hör mal, Genosse Kurz, wir brauchen dich für unsere Kampfgruppe! Hast doch sicherlich 'ne Menge gelernt bei der NVA. Da kannst du als Reservist manchem alten Genossen noch was vormachen. Also, wie ist's?"
Und so hockt er jetzt neben mir im Unterholz. In seiner Hand glimmt schüchtern eine Zigarette. Ich ärgere mich, daß ich Nichtraucher bin, und überlege, wie ich mir die Zeit vertreiben kann, bis die Dunkelheit weicht. Mir fällt aber nichts besonderes ein. Der Tee in der Feldflasche ist auch kalt geworden. Nur der Rum darin wärmt ein wenig meine eingefrosteten Lebensgeister auf.
Normalerweise würdest du jetzt in deinem Bett liegen, denke ich. Was heißt das: Normalerweise? Ist es normal, daß man statt nach Hause in irgendeinen dunklen Wald fährt? Aber so einfach ist das nicht zu beantworten. Ist es denn normal, daß einigen Leutchen die Buchstaben „DDR" nicht gefallen und sie diese Abkürzung mit allem, was dahintersteckt, ausradieren wollen? Normal ist jedenfalls, wenn man sich dagegen schützt, überfallen zu werden. Und so schließt sich der Kreis: Jawohl, es hat schon seinen Sinn, daß ich hier zu nächtlicher Stunde in der Schützenmulde sitze.
Hinter uns taucht der Hundertschaftskommandeur auf: „Wie geht's, Genossen? Ist alles in Ordnung?" – „Na klar, Arno, alles in Ordnung!" murmle ich. Mir fällt ein, ich hätte sagen müssen: „Genosse Kommandeur, im Stellungsbereich keine besonderen Vorkommnisse." Denn die Kampfgruppe ist eine militärische Einheit. Da muß man vom kollegialen „Du" auf das dienst-

Was eine Strichliste nicht sagt

liche „Sie“ umschalten. Aber Arno, unser Kommandeur, überhört diesmal den „Arno“.
Wieder schweifen die Gedanken nach Hause. Im Schlafzimmer wird bald der Wecker klingeln. Ob sie sich denken kann, wo ich stecke? Gestern wollte ich mit ihr in die „Distel“ gehen. Da hatte ich mich ganz schön gestochen!
Als wir nachmittags nach dem Alarmzeichen zur Kleiderkammer rannten (das ist ein bandwurmlanger Raum mit 'zig Spinden und einigen Bänken, in dem außer unseren Waffen alles aufbewahrt ist, was wir zur Ausbildung benötigen: Uniform, Wattezeug, Stahlhelm, Koppel, Stiefel, Marschgepäck, Schutzmaske), als wir also zur Kammer rannten, rief ich noch meinem Abteilungskollegen Wolfgang zu: „Verständige bitte meine Frau!“ Vor Jahren hat er sich selbst in der Kampfgruppe mit „Diversanten“ und „Provokateuren“ herumgeschlagen, heute schlägt er sich mit den Nieren.
Ich schaue wieder auf die Uhr. Will es denn gar nicht hell werden? Neben mir knackt ein Maschinengewehrschloß. Manfred Streletz, der erste MG-Schütze unseres Zuges, fummelt schon wieder an seiner Waffe rum. Er behandelt sie so, wie ich in der Kindheit den Stabilbaukasten. Jedes Teil, jede Schraube, jeden Hebel versteht er im Finstern aus- und wieder einzubauen. Selten kann man an seiner „Spritze“ (wie er immer sagt) eine Schmutzstelle finden. Und beim letzten Schießen hat er trotz seiner starken Brille eine Meisterleistung vollbracht. Und jetzt putzt er zum soundsovielten Male das Schloß seines Gewehres. Eigentlich sollten wir darüber nicht lästern.
Unser Auftrag ist nicht einfach. Mir klingen noch die Worte des Bataillonschefs in den Ohren: „Eine Gruppe von Diversanten hat von Westberlin aus versucht, die Staatsgrenze der DDR zu durchbrechen. Einigen konnte von den Grenzsoldaten der Weg verwehrt werden. Anderen gelang es unter Gewaltanwendung, auszuweichen und den Kreis Königs Wusterhausen zu durchqueren. Die Provokateure sind mit modernen Handfeuerwaffen ausgerüstet. Der Befehl lautet, diese Gruppe schnellstens aufzuspüren und unschädlich zu machen. Alles klar?“ – „Klar!“ schallte es beim Appell aus mehreren hundert Kehlen zurück. Dann brausten die Autos in die Dunkelheit.
Immer noch sitzen wir in der selbstgebuddelten Erdmulde. Wir – das sind Chemiearbeiter, Elektrotechniker, Redakteure, Schlosser aus Treptower Betrieben. Heinz, ein parteiloser Kämpfer aus meiner Gruppe, hatte sich die abendliche „Spritztour“ gewiß anders vorgestellt. Er wollte



mit seinem neuen „Trabant“ zu Bekannten nach Strausberg. Nun fiel das buchstäblich ins Wasser. Aber er hat keine kalten Füße bekommen. Manchmal sind seine Witze nicht ganz stubenrein. Dennoch mögen ihn die meisten gern. In den Tagen nach dem 13. August hat er einige Grenzdurchbrüche verhindert.
Das war für alle Kämpfer eine aufregende Zeit. Nicht nur an jenem Abend, als wir am Rudower Kanal von Westberliner Gangstern beschossen wurden. Unsere Hundertschaft hatte einige Tage am Heidekampgraben Stellung bezogen, der Treptow von Neukölln, zwei Teile einer Stadt und doch eine Welt von der anderen trennt. Eines vormittags näherte sich uns von drüben ein seriös aussehender Herr.
„He, ihr da drüben“, rief er uns, die wir unseren Drahtzaun bauten, zu, „ihr seid doch auch deutsche Arbeiter. Laßt euch doch nicht von den Russen mißbrauchen!“
Das war der Witz des Tages. „Wir sind Arbeiter!“ rief einer von uns, „aber Sie sicherlich nicht, sonst könnten Sie es sich wohl nicht leisten, mitten am Tage hier herumzulungern.“ Er hat sich rasch in seinen „Opel-Kapitän“ gesetzt, den er nicht weit entfernt in einem Gartenweg geparkt hatte.
Übrigens hatte es damals längere Zeit geregnet





Illustrationen: Paul Klimpke

wie heute. Leute der umliegenden Gartenkolonie boten uns an, in ihren Wohnlauben unsere Kleidung zu trocknen. Oft brachten uns „Laubenpieper" auch frisches Obst.
Am Himmel endlich ein grauer Streifen. Wo bloß unsere Kundschafter bleiben? Sie wurden ins nahe Dorf geschickt, um nach den gesuchten Provokateuren zu forschen. Es wird heller und heller.
Der Aufklärungstrupp ist zurück und berichtet dem Betaillonsstab, der sich in einem versteckten „Wartburg" eingerichtet hat. Ich höre nicht, was da hinten gesprochen wird. Aber ich fühle ein eigenartiges Kribbeln, das vom langen Stillhalten kommt und nach Bewegung verlangt. Ich sehe Mäcki, unseren Kraftfahrer, der genüßlich hinter seinem Lenkrad einen Apfel kaut. Eigentlich heißt er Fred Barkowski, aber das wissen die



meisten gar nicht. Sie kennen alle nur seinen Spitznamen.
Als man Mäcki einst fragte, ob er als „Steuermann" nicht Lust hätte, in der Kampfgruppe mitzumachen, antwortete er: „Na ja, ein bißchen Autofahren, das kann mir ja nichts schaden." Aber aus dem „Autofahren" wurde schon bald ein bewußter und vielseitiger Kämpfer. Und eines Tages sagte er: „Genossen, jetzt kennt ihr mich und ich mich. Nehmt mich in die Partei auf." Viele Kampfgruppenmitglieder sind durch ihren freiwilligen militärischen Dienst zur SED gestoßen.
Nicht allen macht der Dienst so viel Spaß wie Mäcki. Und dann kann auch mal dies geschehen: Bei einer Schießausbildung im September waren nur drei Viertel aller Genossen anwesend: einigen von ihnen behagte die Witterung nicht. Günter Marquardt, unser Parteisekretär, meint dazu: „In den bewegenden Tagen nach dem 13. August gab es keinerlei Disziplinschwierigkeiten. Da wußte jeder Genosse, wo er hingehört. Heute ist der Schutzwall da und unsere Sicherheit gewachsen, und da kann bei diesem oder jenem der Eindruck entstehen, wir brauchen nicht mehr so viel Wert auf die Ausbildung zu legen. Die Mitglieder der Parteileitung müssen dann stets den Betreffenden im persönlichen, kameradschaftlichen Gespräch klarmachen, daß die Störenfriede drüben trotzdem weiter auf der Lauer liegen."
Übrigens ist Genosse Marquardt auch heute dabei. So hat er als Sekretär ständig einen guten Überblick über das Leistungsvermögen der Kämpfer seines Betriebes.
Endlich wird es losgehen. Wir bekommen die Mitteilung, daß sich die Gesuchten in dem Dorf vor uns befinden. Unser Bataillon hat in der Nacht den Ort umstellt. Hunderte „Kalaschnikows" sind feuerbereit, Maschinengewehre in Stellung gebracht. Für die Provokateure wird es kein Entrinnen geben.

■

Natürlich war das nur eine Übung. Aber das wußten wir anfangs gar nicht. Denn das, was wir heute hier üben, könnte morgen tatsächlich geschehen. Deshalb müssen wir dem Klassengegner schon heute klarmachen, daß es nicht lohnt, sich mit uns einzulassen.
Da fällt mir eine kleine Episode ein. Als wir vor kurzem in Berlin in unseren grauen Uniformen an einer großen Demonstration teilnahmen, standen plötzlich drei Offiziere der US-Army am Straßenrand — der eine mit einer Kamera, der zweite mit einem Notizbuch, in das er fleißig und gewissenhaft etwas eintrug, der dritte schließlich mit Kaugummi im Munde. Zweifellos wollten sie ein bißchen „erforschen", wie stark die Kampfgruppen der Arbeiterklasse sind.
Sicherlich kam jener GI mit dem Notizbuch ganz schön ins Schwitzen, als er seine Strichliste führte. Aber allein mit Zahlen dürfte hier bei weitem noch nicht alles ausgedrückt sein. Den Geist unserer Kämpfer kann kein GI in einer Strichliste erfassen.
Die Partei der Arbeiterklasse hat entsprechend den Erfahrungen unserer Geschichte und den Bedürfnissen des Schutzes der DDR nicht nur die Armee, sondern auch die Kampfgruppen geschaffen. Wie sich die Genossen der Armee auf uns, so können wir uns auf sie verlassen. Das ist uns Gewißheit, auch wenn wir in dieser Nacht zwischen Eichwalde und Wildau auf „einsamen Posten" standen.





mit dem Wert von 21 Shilling. Daher geht auch im heutigen Tischtennis noch ein Satz bis 21 Punkte.
Der erste Berliner Tischtennis-Club wurde schon 1899 gegründet. Doch es war mehr ein gesellschaftlicher, denn ein sportlicher Treffpunkt, und die ersten Turniere und internationalen Meisterschaften waren mehr Show als sportliche Veranstaltung.
Großen Auftrieb bekam dieses Spiel nach dem ersten Weltkrieg. In ganz Europa entstanden viele Vereine, die sich zu Landesverbänden zusammenschlossen, und 1926 wurde in Berlin die Internationale Tischtennis-Föderation (ITTF) gegründet. Tischtennis war zum Volkssport geworden.

Mehr als zehn Jahre (1950–1961) bestimmte der 16fache Deutsche Meister Heinz Schneider mit seinem dynamischen Angriffsspiel das Niveau des DDR-Tischtennis-Sports.

Kleiner weißer Ball

Von Egon Lemke

Es war um 1900, als in den Wiener Cafés, in den Salons und Landhäusern des reichen Bürgertums eine neue Modekrankheit um sich griff: Man spielte Indoor-Tennis. Ein englischer Offizier soll dieses Spiel, das bereits viel früher seinen Weg in Asien nahm, aus den Kolonien importiert haben. Es dauerte nicht lange, da gehörte Indoor-Tennis einfach zum Alltag bürgerlicher Nichtstuer in den Hauptstädten Europas. Vom Tischtennis als Sport war noch lange nicht die Rede. Man spielte einfach im Winter Tennis auf dem Tisch, im Smoking und im Abendkleid, weil das zum guten Ton gehörte. Auch die Schläger waren noch mit Pergament bespannte Lilliput-Tennisschläger, die aber bald durch Holzkellen abgelöst wurden. Die Laute, die der von einem Mister Gibb in England erstmalig hergestellte Zelluloidball bei seinem gemächlichen Weg über das Netz von sich gab, trugen diesem Spiel im Volksmund bald den Namen Ping-Pong ein.
Auf die englische Herkunft deutet auch die bis heute erhaltene Zählweise beim Tischtennis hin. In England spielte man nämlich Indoor-Tennis um Geld, genau wie beim Tennis. Der Einsatz war in jedem Satz eine Guine, eine alte englische Münze

Regeln wurden geschaffen und Weltmeisterschaften ausgetragen. Bald zeigten sich aber Lücken in den neuen Regeln, die sehr negative Auswirkungen hatten. Als man die ersten Schläger mit Noppengummi beklebte, brach die große Stunde der Verteidigungskünstler, der „Schupfer" an. Bei den Weltmeisterschaften 1936 in Prag „murmelten" der in Frankreich lebende Pole Ehrlich und der heutige Trainer der rumänischen Nationalmannschaft Paneth zwei Stunden und zehn Minuten um den ersten Punkt im ersten Satz, und ein Jahr später brach man sogar das Damenendspiel der Weltmeisterschaft ab, weil keine der beiden Spielerinnen einen Fehler machte.
Dann tauchte der „Schnippser"-Aufschlag auf. Durch einen mit der Hand angedrehten Aufschlag versuchten einige Spieler, ohne große Ballwechsel Punkte zu machen. Die ITTF begegnete diesen „Raffinessen" durch eine Verfeinerung der Regeln. Man setzte die Netzhöhe herab, um den Angriffsspielern bessere Möglichkeiten zu bieten, schuf eine Zeitbegrenzung für jeden Satz, um die „Murmelei" zu verhindern und verbot den „Schnippser"-Aufschlag. Der Tischtennis-Sport entwickelte sich nach dem zweiten Weltkrieg rasch

Weltmeister 1965
(Ljubljana/Jugoslawien)

Herren-Mannschaft:
Volksrepublik China

Damen-Mannschaft:
Volksrepublik China

Herren-Einzel:
Tschuang Tse-tung (VR China)

Damen-Einzel:
Fukazu (Japan)

Herren-Doppel:
Tschuang Tse-tung / Hsu Yin-sheng (VR China)

Damen-Doppel:
Liu Hui-tsching / Tscheng Mi-shin (VR China)

Gemischtes Doppel:
Kimura / Seki (Japan)



weiter und wurde in der ganzen Welt zu einer der populärsten Sportarten.

1952, nach der Weltmeisterschaft in Bombay, tauchte ein neues Problem auf: der Schwammschläger.

Europas Elite war in Indien erstmals auf die Asse aus Japan getroffen und hatte eine herbe Niederlage erlitten. Die Japaner holten vier der sieben Titel und demonstrierten zwei Dinge: Eine an Artistik grenzende Körper- und Ballbeherrschung, deren Grundlage eine großartige athletische Ausbildung der Spieler war, und – den Schwammschläger.

Europas Spitzenspieler wurden teilweise förmlich vom Tisch gefegt, nur die Ungarn und Rumänen behaupteten sich einigermaßen gegen diesen japanischen Ansturm. In den sozialistischen Ländern hatte man nämlich die Rolle der Kondition und der athletischen Ausbildung bereits erkannt und war so nicht ganz unvorbereitet auf die Japaner gestoßen.

Vielerorts aber begründete man die Erfolge der Japaner allein mit dem neuen Schlägerbelag. In Europa begann deshalb ein Hin und Her um den Schwammschläger, das man nur versteht, wenn man weiß, daß ein großer Teil der westeuropäischen Weltklassespieler vom Tischtennis lebt. Sie geben ihren Namen für die Reklame der Sportartikelproduzenten.

Die Niederlage in Bombay drohte nun dieses Geschäft mit den herkömmlichen Schlägern in Gefahr zu bringen. Einige forderten das Verbot des Schwamms, andere rochen ein neues Geschäft und stiegen auf Schwammschläger um, der zum „sicheren Garanten des Sieges“ künstlich hochgespielt wurde. So griffen auch schwächere Spieler zum Schwamm, die technisch diesen Schläger gar nicht beherrschten. Tischtennis wurde zum Glücksspiel. Der Flug des Balles wurde durch den bis zu 5 cm dicken Schwammbelag – manchmal sogar noch mit Kerben versehen – unberechenbar. Erreichte er die Platte, war er für den Gegner kaum zu holen. Oder aber er landete irgendwo in der Gegend. Mitreißende Ballwechsel, die diesen Sport so anziehend machten, wurden immer seltener. Die ITTF, voran ihr Präsident, Leninfriedenspreisträger Ivor Montagu (England), behielt einen klaren Kopf. Man verbot den Schwamm nicht, sondern schränkte durch eine neue Regel, die die Maximalstärke des Schlägerbeloges festlegte, den Mißbrauch ein. Bald zeigte sich, wie recht man hatte. Es waren wieder Spieler aus den sozialistischen Staaten, Sido (Ungarn), Andreadis und Stipek (ČSSR), Angelika Rozeanu und Ella Zeller (Rumänien), die den Japanern mit Noppengummi-Schlägern paroli boten, weil sie technisch, taktisch und körperlich ihren asiatischen Gegnern ebenbürtig waren. Tischtennis wurde wieder zur Kunst. Und als dann im Jahre 1959 in Dortmund die junge chinesische Mannschaft ihren



Der junge schwedische Europameister Kjell Johansson beim III. Internationalen Turnier im Februar in Berlin. Er scheint am ehesten dazu berufen, einmal den Tischtenniskünstlern aus China und Japan Paroli zu bieten.
◀

Sowohl bei den Herren wie auch bei den Damen steht die Volksrepublik Ungarn mit an der Spitze in Europa. Hier die Europameisterin Eva Koczian. (Bild Seite 86)

ersten Weltmeistertitel im Herreneinzel holte, demonstrierte sie eindeutig, daß technische und athletische Ausbildung Voraussetzungen für Weltklasseleistungen im Tischtennis sind. Von einem Spitzenspieler wird starke Kondition, die der eines Weltklassesportlers in jeder anderen Sportart kaum nachsteht, gefordert. Das Spiel ist unerhört schnell geworden. Nicht mehr die Verteidigungskünstler sondern die tempostarken Angriffsspieler bestimmen das Weltniveau des Tischtennissports. Mit dieser offensiven, mit Kondition und Schnelligkeit gepaarten Spielweise errang Heinz Schneider 1955 in Stockholm den dritten Platz bei der Weltmeisterschaft, die bisher einzige WM-Medaille für unsere Republik. Unsere jungen Spieler von heute sind auf diesem Niveau stehengeblieben. Die Meister der letzten Jahre, Lothar Pleuse und Siegfried Lemke, waren nicht schwächer als Heinz Schneider, aber die Weltspitze ist uns unterdessen enteilt. Junge Nachwuchsspieler, wie Wolfgang Vater und Dieter Pornack sollen diese Lücke schließen, ihnen fehlt aber noch die internationale Erfahrung. So ist unser Rückstand bei den Männern in den letzten Jahren größer geworden als je zuvor.
Bei den Frauen konnten wir Schritt halten, mancher dritte oder zweite Platz bei internationalen Meisterschaften beweist das. Doch auch hier fehlte bislang der ganz große Durchbruch zur Spitze in Europa.
Warten wir ab, was uns die diesjährigen Europameisterschaften in London bringen werden.

Europameister 1964
(Malmö Schweden)

Herren-Mannschaft:
Schweden

Damen-Mannschaft:
England

Herren-Einzel:
Johansson (Schweden)

Damen-Einzel:
Koczian (Ungarn)

Herren-Doppel:
Miko / Stanek (ČSSR)

Damen-Doppel:
Wright / Schöler (England)

Gemischtes Doppel:
Roszas / Lukacs (Ungarn)

Die Abenteuer des Volkmar Böhm



In der langen Liste der Berufe, die auf abenteuerlich-geheimnisumwitterte Weise ihren Mann ernähren, hat der Schlagersänger als solcher bekanntlich seit langem seinen festen Platz. Bei dem ganz tollen Rampenlicht, dem ganz tollen Applaus und dem ganz toll süßen Leben, das solche Leute führen, kann es einfach nicht anders sein. Das Publikum will es so, und ohne sein Publikum ist der Schlagersänger selbstverständlich aufgeschmissen.

Darf man daran rütteln, wenn man über einen Schlagersänger schreibt? Wir hatten keine Zeit, eine besondere Umfrage zu diesem Thema zu starten, gingen zum Erich-Weinert-Ensemble und fragten da einen Gefreiten, der es wissen mußte. Der sagte, man dürfe.

Das ist er: Volkmar Böhm (27), unverheiratet und noch zu haben, von Beruf Gebrauchswerber. Plagte sich in jüngeren Jahren sechs Jahre lang mit Unterricht an einem Klavier, auf dem sich die Opernauszüge stapelten, und hielt folglich wenig von Schlagern. Übte sich auf Drängen guter Freunde doch einen ein, ging zum Ausscheid Junger Talente in seiner Heimatstadt Seifhennersdorf, stellte sich auf die Bühne — und eine kometenhafte Laufbahn begann! — Denkste! Zu Hause hatte alles geklappt, auf der Bühne war alles weg — also ging er wieder nach Hause, übrigens ohne besondere Trauer.

Wenn jetzt bei Amiga gerade die vierzehnte Volkmar-Böhm-Schallplatte herauskommt, dann verdanken wir das im Grunde genommen wiederum den schon erwähnten guten Freunden, die ihren Volkmar schließlich zur Gründung eines Gesangsquartetts „Die vier Piccolos“ verleiteten. Die Truppe fiel auf, ihr Solist geriet in ein Tanzorchester, machte Gesangsunterricht, Probeaufnahmen bei Amiga und schließlich seinen Berufsausweis.

Im Herbst 1964 stand der Wehrpflichtige Volkmar Böhm gerade im Friedrichstadt-Palast ical „Der Mann, der Dr. Watson war“ auf den Brettern, die das Geld bedeuten, als er erfuhr, daß man in Kürze auch in einer Nachrichteneinheit auf ihn wartete. Weniger seiner Stimme wegen, sondern in Sachen Landesverteidigung. Zuverlässigen Berichten zufolge erwarb er sich als Funker nicht nur die Achtung seiner Vorgesetzten, sondern sogar derer, die mit einigen Vorbehalten den „komischen Vogel“ vom Schlagerhimmel flattern und vor der Morsetaste Platz nehmen sahen.

Die Versetzung zum Erich-Weinert-Ensemble Ende April 1965 dagegen ist nur im weiteren Sinne der Tüchtigkeit des Funkers Böhm zuzuschreiben. Glaubwürdig versichert er, daß er auch ganz gerne in seiner Einheit geblieben wäre. Aber nun bleibt er auch ganz gerne im EWE, nach Beendigung seines Grundwehrdienstes jedenfalls erst mal im Vertrag bis Juni 1967. Grund? Dieser nicht: „Na, Mensch, ihr habt doch da keen' Dienst!“, um eine Stimme aus dem Publikum zu zitieren. Wen's interessiert — hier ist sein persönlicher Dienstplan vom Dienstag, dem 25. Januar 1966 (Einstudierung einer neuen Estrade):

8.00 Uhr bis 8.45 Uhr Stimmbildung; 9.00 Uhr bis 12.00 Uhr Orchesterprobe; 13.00 Uhr bis 17.00 Uhr Regieprobe; 18.00 Uhr bis 21.00 Uhr Beleuchtungsprobe.

Der nächste Tag ist nicht weniger ausgefüllt.

Und weil wir gerade bei konkreten Angaben sind, noch eine (statistische) Angabe: Seit der ersten Amiga-Platte 1962 wechselten etwa 70 000 Fotos mit der Unterschrift von Volkmar Böhm ihren Besitzer. Die Post bringt täglich so zwischen 50 und 70 Briefe mit Autogrammwünschen, und ebenso viele Antwortsendungen sind demnach zu bewältigen. An das Verständnis aller Volkmar-Böhm-Freunde appellierend sei hier festgestellt: Der Mann tut wirklich, was er kann, und wenn sich die Antwort mal verzögern sollte, dann bitte, bitte nicht gleich so: „Ich habe Ihnen schon dreimal geschrieben — wenn Sie jetzt nicht antworten, verbrenne ich alle Ihre Lieder!“ Wer wird denn gleich!

Übrigens gefielen Titel wie „Nummer Eins in meinem Herzen“ oder „Warum gehst du an mir vorbei?“ nicht nur jener Bevölkerungsgruppe, die man auf gut deutsch „Teenager“ nennt — es gibt Briefe von 70jährigen, und es gibt (viele) Briefe von Schulkindern.

Die Mitwirkung im Erich-Weinert-Ensemble brachte ein neues Publikum — das sogenannte „Armeepublikum“. Volkmar findet es ganz dufte.

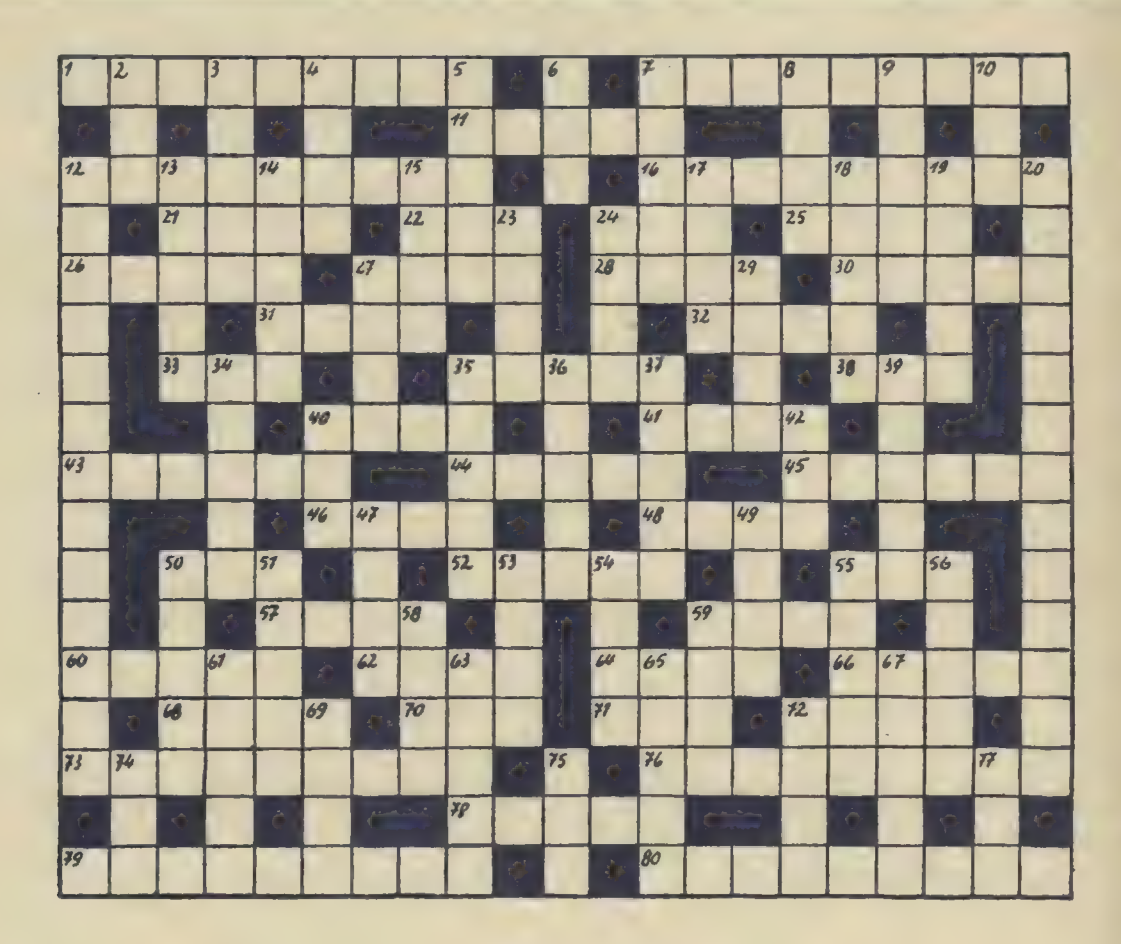
„Vereinzelt etwas niveaulos — aber das kann man nicht schreiben.“ Wir schreiben's trotzdem — wer gemeint ist, wird schon wissen, was gemeint ist.

Der Gefreite Böhm interessiert sich auf einmal sehr für seine Armbanduhr — ach so, ja, Dienst ist Dienst und Probe — Probe. Eine Maxime, nach der zu leben nicht immer jedem uniformierten Schlagerstern glücken will. Deshalb sei hier vermerkt, was Vorgesetzte loben: „Der Gefreite Böhm ist einer unserer disziplíniertesten Genossen.“

Eigentlich haben wir alles erfahren, was wir wissen wollten. Sollen wir ihm die Standardfrage schenken? Nein! Also schnell noch: Welche Hobbys und warum? Wieder nichts Abenteuerliches — er sammelt Schallplatten, nicht etwa nur seine, sondern vor allem Jazz. Und sonst? Fotografieren und Entwickeln, sozusagen von Berufswegen, als Gebrauchswerber ... Um der Abenteuerlichkeit willen wollen wir nicht verschweigen, daß Gefreiter Böhm einen zweiten Beruf hat. Er ist nämlich Schlagersänger.

Horst Heller





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Stadt in der Kasach. SSR (Mittelasien), 7. Hauptstadt der jug. Volksrepubl. Slowenien, 11. Schultertuch, 12. „Goldmacher" des Mittelalters, 16. Nebenmeer des Ind. Ozeans, 21. griech. Göttin, 22. span. Küstenfluß, 24. orient. Titel, 25. Stadt in Niedersachsen, 26. Staat in Asien, 27. europ. Inselstaat (Landesspr.), 28. öffentl. Einrichtung, 30. säuerl. Gallert, 31. Gewürzpflanze, 32. engl.: Osten, 33. Stadt in Holland, 35. Komponist der Operette „Paganini", 38. Schmiermittel, 40. Hauptstadt der Aserbaidshan. SSR, 41. Nebenfluß der Elbe, 43. Windstille beim Segeln, 44. Wundmal, 45. Insel vor der Charentemündung (Frankr.), 46. dt. Philosoph, 48. poln. Parlament, 50. poln. Halbinsel, 52. Gründer des grönländ. Hauptortes Godthaab, 55. sowj. Jagdflugzeug, 57. Tag des röm. Kalenders, 59. indones. Insel, 60. Titelgestalt eines Romans von H. Mann, 62. holländ. Maler (1603–1677), 64. Schwung, 66. sagenhaftes Flügeltier, 68. Spielkarte, 70. Kurzname einer brasil. Stadt, 71. Heilverfahren, 72. Zuschlagstoff des Betons, 73. Gastwirt, 76. Dienstgrad, 78. Muse, 79. Spottbild, 80. slawischer Männername.

Senkrecht: 2. Fisch, 3. europ. Hauptstadt, 4. weibl. Vorname, 5. Herbstblume, 6. Drehpunkt, 7. langsames Musikstück, 8. schweiz. Ind.-Stadt, 9. engl. Männername, 10. Verneinung, 12. Stadt am Main, 13. Staat in Südamerika, 14. Sultanserlaß, 15. Ausdrucksform, 17. fruchtbare Wüsteninsel, 18. imp. Militärpakt, 19. männl. Hausvogel, 20. mod. Waffe, 23. Weinstock, 24. Hafen auf den Samoainseln, 27. Mittelmeerinsel, 29. Mietwagen, 34. Faßbrett, 35. Zündschnur, 36. Körnergewächs, 37. Märchenwesen, 39. Harzart, 40. sowj. Schriftsteller, 42. europ. Hauptstadt, 47. arab. Hafenstadt, 49. frz. Männername, 50. Held, 51. Hohlmaß, 53. bargeldloser Zahlungsverkehr, 54. Rechtsverletzer, 55. Zauberkunst, 56. Heide- u. Moorgelände an der Nordseeküste, 58. röm. Kaiser, 59. Fluß zur Nordsee, 61. Kloster, 63. Flüssigkeitsbehälter, 65. westafrik. Hafenstadt, 67. Stadt in Nordfrankreich, 69. Farbton, 72. Baumaschine, 74. Papagei, 75. engl. Insel, 77. griech. Buchstabe.

RÄTSELKAMM

Senkrecht: 1. russ. Physiker, entdeckte die drahtlose Telegraphie, 2. deutscher patriot. Dichter (1769–1860), 3. hervorrag. kroat. Physiker, 4. Dichter des „Sozialistenmarsches", 5. Konstrukteur des ersten brauchbaren MG.

Nach Einfügen der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte einen Ausbildungsabschnitt der Offiziersschüler. ▶

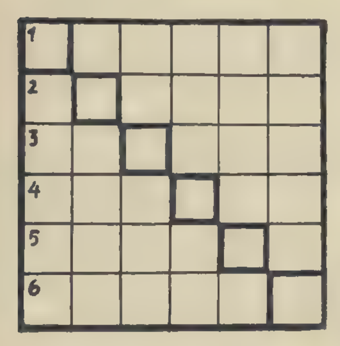


◄ALLES KREUZT SICH

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Moskauer Warenhaus, 2. europ. Währung, 3. rumän. Hochspringerin, 4. Kettengesang, 5. glänz. Textilgewebe, 6. Schrift des Islams, 7. neuartige Lichtquelle, 8. heißer Wüstenwind, 9. Heilverfahren – Von der Zahl nach links unten: 3. Schiffsvorderteil, 4. Hauptstadt Afghanistans, 5. oriental. Gruß, 6. Wasserweg, 7. Seerose, 8. chem. Kampfstoff, 9. Hauptstadt der Tatar. ASSR, 10. Maßeinheit des Lichtstroms, 11. Nebenfluß der Maas.

FULLRÄTSEL

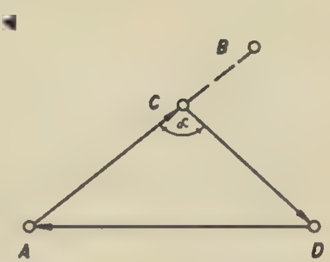
1. Abwehr, Deckung, 2. Flugzeughalle, 3. Spezialschiff, 4. Treibstoff, 5. Fischereifahrzeug, 6. Zubringerschiff.
(aaaaa b dd eeeeee ggg h i k l nnnnn o p rrrrr tt z)
Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale eine starke Waffe der Landstreitkräfte.



ZUM RECHNEN

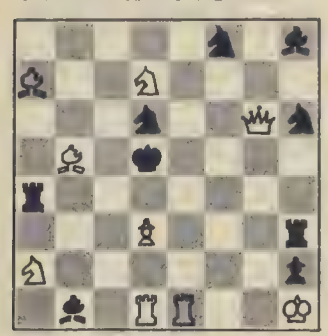
Ein Pilot fliegt mit seiner Maschine vom Ort A zum Ort B. Die Fluggeschwindigkeit beträgt 1440 km/h. Nach 20 Min. Flugzeit erhält er am Ort C die Weisung, seinen Kurs zu ändern und zum Ort D zu fliegen, wo er landet. Die Geschwindigkeit von C nach D beträgt 1920 km/h. Der Winkel α zwischen den beiden Flugstrecken am Ort C beträgt 120°, die gesamte Flugzeit 35 Min. Zur Vereinfachung wird die Aufstiegs- und Landezeit nicht berücksichtigt sowie die Beschleunigung am Ort C. Wieviel km/h muß die Maschine fliegen, wenn der Rückflug von D nach A geradlinig und in 36 Min. erfolgen soll?

◄

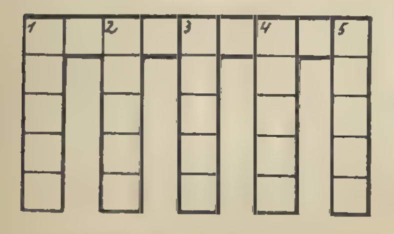


(Angaben: $\cos 30° = \frac{1}{2}\sqrt{3} = 0{,}866$, Geschwindigkeitsberechnung von D nach A auf 20 km/h genau).

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 3/1966

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Kordel, 2. Kapelle, 4. Nora, 5. spontan, 6. Wabe, 7. Marne, 9. Dame, 10. Magen, 12. Laden, 13. Legende, 14. Degen.
Senkrecht: 1. Korrespondent, 2. Karawane, 3. Lese, 7. Marmelade, 8. Regenbogen, 11. Mole.

FULLRÄTSEL: 1. Willie, 2. Wallis, 3. Wismut, 4. Wiesel, 5. Weigel, 6. Wagner – Wasser.

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Ulan Bator, 7. Interflug, 11. Ibsen, 12. Bulgarien, 16. Spartakus, 21. Hase, 22. Iga, 24. Tee, 25. Erna, 26. Blatt, 27. Pneu, 28. Elle, 30. Ecker, 31. Elis, 32. Zulu, 33. Ahr, 35. Pegel, 38. Edo, 40. Brie, 41. Igel, 43. Grenze, 44. Drell, 45. Kanone, 46. Kola, 48. Lwow, 50. Mut, 52. Lette, 55. Hus, 57. Rosa, 59. Liga, 60. Heide, 62. Aral, 64. Aken, 66. Irian, 68. Sana, 70. Ade, 71. Man, 72. Stil, 73. Elektrode, 76. Bataillon, 78. Lenau, 79. Nofretete, 80. Landkarte.
Senkrecht: 2. Leu, 3. Nugat, 4. Aare, 5. Ringe, 6. Ast, 7. Insel, 8. Ehre, 9. Franc, 10. Uhu, 12. Bibliographie, 13. Lhasa, 14. Aster, 15. Eins, 17. Pelz, 18. Treue, 19. Kakao, 20. Straßenrennen, 23. Auge, 24. Tete, 27. Pier, 29. Eule, 34. Hanau, 35. Pedal, 36. Geest, 37. Lille, 39. Donau, 40. Bek, 42. LKW, 47. Ossa, 49. Odin, 50. Meise, 51. Trent, 53. Elle, 54. Team, 55. Haiti, 56. Spill, 58. Arad, 59. Lena, 61. Dakar, 63. Adele, 65. Kabul, 67. Rilla, 69. Arat, 72. Sand, 74. Leo, 75. Inn, 77. Ost.

SCHACH: Feigin. 1. De7! droht 2. f4 matt. 1. . . . Tf4 2. f3 matt; 1. . . . Lf4 2. Sf3 matt (Grimshaw auf f4). 1. . . . Te6 2. T:d5 matt; 1. . . . Le6 2. Sc6 matt (Grimshaw auf e6). Dazu als Verteidigungen die Schnittpunkt überschreitenden Züge 1. . . . Le3 2. f:e und 1. . . . Tf3 2. S:f3 matt, sowie die Selbstfesselung 1. . . . T:f2; 2. Sf5 und der Selbstblock 1. . . . De 5 2. Db4 matt.

KREISLEISTE: 1. Tabarz, 2. Barren, 3. Serien, 4. Sonett, 5. Stiege, 6. Geusen, 7. Smalte – Tritium.



DDR UNSER VATERLAND



Ein KSS-Schiff lag vor Saßnitz. Kräftige Sonne tauchte die Küste in strahlendes Licht; schneeweiß kam die Schwedenfähre aus dem Hafen. „Schaun' Sie nur, welch herrliches Bild!" rief ein Seemann beinahe verzückt. „Wie am Mittelmeer!" — Wer hätte dem Burschen diesen Gefühlsausbruch zugetraut, zumal er vorher über Saßnitz sagte: „Ach, nicht viel los, elende lange Wurst."

Aus bekannten Schlagern weiß er, daß die italienische Küste sehr schön ist. Über die Stadt an der weißen Rügener Küste wußte er lediglich ein Liedchen ihrer Länge zu singen, die er bei jedem Landgang ins „WC" (d. h. „Wiener Café") zu Fuß durchmessen mußte. Die Schlager dieser nördlichsten Stadt der DDR kannte er noch nicht sehr gut.

Saßnitz präsentiert sich zum Meere hin wohl am vollkommensten: Kreidefelsen, das Fischkombinat, die Kutterflotte, der Fährbahnhof, die Boote der Volksmarine, die lange Mole mit dem Leuchtturm. Terrassenförmig die junge Stadt. Links das neue Saßnitz, geradlinig, großzügig, Architektur unserer Tage; rechts der alte Ort, eng, buntgewürfelt, eine Mixtur dutzender Baustile. —

Das KSS-Schiff unseres Seemanns ist die „Ernst Thälmann". Seit die großen Arbeiterführer in einem Teil Deutschlands auch offiziell etwas gelten, ist Saßnitz erst zur Stadt geworden. Wo noch vor zweieinhalb Jahrzehnten die Küstenfischer ein armseliges Dasein führten, entstand eine Hochburg der Fischerei: mit neuen Hafeneinrichtungen, einem modernen Verarbeitungswerk und anderen Anlagen der Heringsfischerei. Der Flotte des Fischkombinats gehören 90 Kutter von 26,5 und 24 Metern Länge an, weiterhin zwei Kühl- und Transportschiffe mit einer Ladekapazität von 1000 Tonnen sowie ein Hilfslogger. Freilich, mit dem Kurbetrieb ist es nicht mehr weit her. Dafür hat sich das Bäderwesen anderswo auf Rügen stürmisch entwickelt. Die „Saßnitzer Luft" ist „strenger" geworden, der Fisch konkurriert mit dem frischen Seewind. —

Aber auch im übertragenen Sinne blieb immer ein frischer Wind spürbar. 1949 war das Fischkombinat gegründet worden. Als im März 1956 die Volksarmee geschaffen wurde, um auch das neue Saßnitz zu schützen, hielt so mancher das „Wunder Saßnitz" schon für erfüllt. In eben diesem März erklärte aber die Partei auf ihrer 3. Parteikonferenz: „Es sind alle Voraussetzungen vorhanden, um den Bedarf an Fischen viel stärker als bisher aus dem eigenen Aufkommen zu decken." Und nach dem V. Parteitag und dem Besuch Walter Ulbrichts im Fischkombinat 1963 kennt die weiße Stadt am Meer auch ihre Zukunft bis 1970. Rund 30 neue Frosttrawler werden die Heringsflotte erweitern. Diese Schiffe mit ihrer eigenwilligen Architektur — Heckaufschleppe und Konzentration der Aufbauten vorn auf der Back — werden das heute noch romantische Gesicht des Hafens weiter verändern. Der Fang wird auf 100 000 Tonnen im Jahr anwachsen, d. h. sich gegenüber 1963 verdoppeln.

Mit dem Kombinat wuchs die Stadt. Unter den 14 000 Saßnitzern hört man alle Dialekte der DDR. Wohl die Hälfte der Stadt besteht aus neuen Häusern, darunter das Seemannsheim und die „Stubnitz" mit einem modernen Kino und einer behaglichen Gaststätte. Und da Fischen heute weniger denn je Glückssache ist, zeigt sich als eines der markantesten Gebäude die Oberschule.

Für seine Schulen ist Saßnitz sozusagen Selbstversorger mit einem Erzeugnis, das man allerdings nicht nur in der Schule braucht: Kreide! Dieser reiche Schatz der Halbinsel Jasmund wird vor allem von der chemischen Industrie des In- und Auslandes verlangt. Kreide wird hier oben seit altersher gewonnen. Doch die Zeiten, da mit Spitzhacke, Abstechspaten und Schaufel schwer geschuftet wurde, sind vorbei. Die technische Revolution — ein Ziel der Partei — ist auch hier im Gange. Der Stolz aller Kreidewerker und der Saßnitzer ist das 1962 eröffnete halbautomatische Kreidewerk. Die Arbeiter gebieten hier über Bagger, Förderbänder, Hydrozyklonen und Vakuumfiltertrommeln und produzieren Qualitätskreide, die dem Weltstand entspricht. — „Donnerwetter, daß es so etwas in Saßnitz gibt . . . !" sagt der Seemann, während seine Augen die Schwedenfähre verfolgen. — Eine jahrzehntelange Geschichte hat die Eisenbahnfährverbindung Saßnitz—Trelleborg. Am 7. Juli 1909 wurde die „Königslinie", wie die Schweden sie nennen, eröffnet. Dank der „schwimmenden Schienen" über die Ostsee beträgt die Reisezeit von Berlin nach Stockholm nur etwa 18 Stunden. Es ist die kürzeste Verbindung von Südost-, Süd- und Mitteleuropa nach Schweden — eine wahre königliche Linie! — Zwischen Trelleborg und Saßnitz verkehren drei alte schwedische Schiffe, dazu die neue „Trelleborg" und das Fährschiff der Deutschen Reichsbahn, unsere „Saßnitz". Sie wurde übrigens auf den Tag genau 50 Jahre nach der Eröffnung der Fährlinie in Dienst gestellt.

Der Einsatz der neuen Fährschiffe erforderte auch die Erneuerung des Fährbettes, des Abfertigungsgebäudes und der Eisenbahn- und Autozufahrten. So entstand ein neuer Seebahnhof aus Glas und Metall. In elegantem Bogen führt eine Autobrücke von der Hauptstraße hinab zum Fährbahnhof. Diese neuen Anlagen verleihen der Stadt einen modernen Zug und sind zu einem neuen Saßnitzer Wahrzeichen geworden. Und zu einem Symbol für die Worte Walter Ulbrichts an die Saßnitzer: „Alle Länder im Ostseeraum müssen sich jetzt im Kampf für den Frieden noch enger zusammenschließen und gleichzeitig auch die wirtschaftlichen Beziehungen entwickeln. Das ist ein wichtiger Beitrag für den Frieden." Ein anderes Symbol des Beitrages zum Frieden sind die Namen der Arbeiterführer in den Messen der KSS-Schiffe, auf deren eines unser Seemann steht und gern zugibt, daß seine Garnisonstadt allerhand zu bieten hat. „Und die Umgebung ist ja wirklich große Klasse", ergänzt er und erinnert an das herrlich bewaldete Stubbenkammer, an den Königsstuhl, den idyllisch gelegenen Herthasee und den nahen Jasmunder Bodden. „Aber eine lange Wurst ist Saßnitz doch", beharrt er. „So lange Fußmärsche, die sind doch nichts für die Marine!" *Ro.*



HEFT 4
APRIL 1966
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Koralkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözö, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Miltärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 10. Februar 1966

Fotos: Zühlsdorf (1) Titel; Kapatz (1) S. 2; Barkowsky (2) S. 8, Rücktitel; Gebauer (19) S. 16, 17, 18, 19, 20, 42, 66, 67, 68, 69, 89; Informationsabteilung der MPLA (1) S. 25; Zentralbild (6) S. 26, 27, 54, 55, 57; Archiv (15) S. 29, 34, 35, 36, 48, 49, 52, 53, 78, 79; Weiß (1) S. 37; Militärbilddienst (2) S. 39, 53; Progress (1) S. 50; Klar (2) S. 51, 85; Bötkös (5) S. 58, 59, 60; Kronfeld (2) S. 86, 87; Ittenbach (1) S. 92.

TITELBILD: Operativ-taktische Rakete

STAR-Palette

Es müssen mindestens drei holde Musen gewesen sein, die vor etwa zwei Jahrzehnten an Inas Berliner Wiege standen, um das blonde Mädchen zu küssen! Am verschwenderischsten war die Dame Polyhymnia, denn Ina Martell ist in erster Linie als Sängerin bekannt geworden. Daß auch dichterisches Talent sich in ihr regt und Inas Feder zu weiteren Schwüngen beflügeln wird, davon zeugt ihr erster selbstgeschriebener Schlagertext „Weil dein Herz einer andern du gibst".

Aber auch Kohle und Buntstift weiß sie geschickt zu führen, wenn sie sich im Modezeichnen und Illustrieren französischer Klassiker versucht. Wie sie beim Gesang die Soldaten als ihr dankbarstes Publikum bezeichnet, so liebt sie als stumme Zuschauer daheim beim Zeichnen ihre vielen Stofftiere. Und mit denen hat es auch seine besondere Bewandtnis: Ina hat sie sich alle selbst



Ina Martell

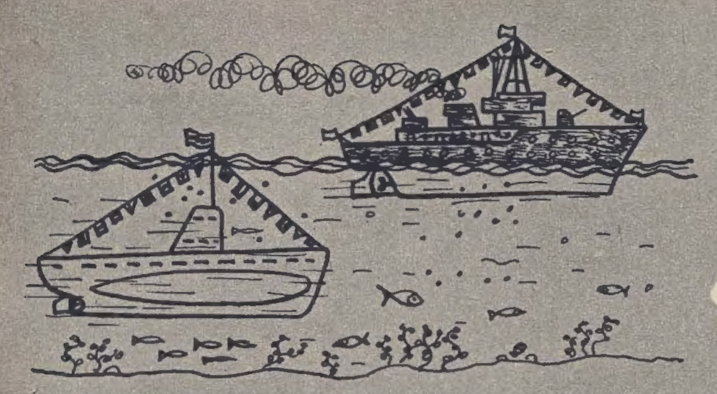
geschossen! Diesen Lieblingssport lernte sie bei der GST, und sie ist sicher, es bei Kleinkaliber und Luftgewehr mit jedem jungen Soldaten aufnehmen zu können.

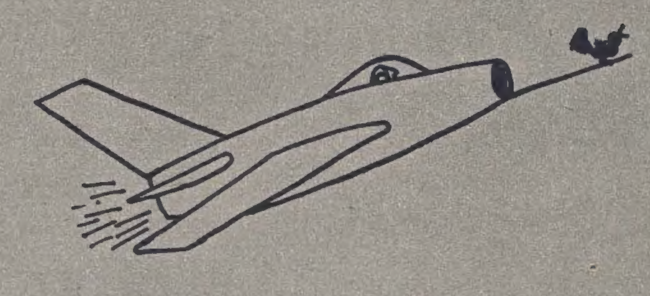
Inas Liebe zum Gesang reicht bis in die Kindheit zurück. Siebenjährig ließ sie bereits ihre Stimme im Kinderchor des Berliner Rundfunks ertönen, und später, als sie den Facharbeiterbrief als Chemielaborantin erworben hatte, sang sie im Kulturhaus ihres Betriebes. Mit der Peter-Weber-Combo trat sie erstmals öffentlich bei einer Veranstaltung zur Vorbereitung des Deutschlandtreffens in Schwedt auf. Dort hörte sie der Rundfunk und lud Ina zur Mikrofonprobe ein. Es folgte ein Gesangsstudium, das bald vom Erfolg zahlreicher Rundfunk- und Fernsehsendungen gekrönt wurde. Mit den Titeln „Wiedersehn", „Down Town", „Zwei Küsse beim Nachhausegehn" und „Mit siebzehn da hat man noch Träume" ist Ina auf AMIGA-Platten zu hören. Da Ina die heitere Muse durchaus ernst nimmt, gehören auch Ballett- und Sprechunterricht in ihr Pensum. Es soll ihren Zukunftswunsch verwirklichen helfen, Schauspielerin zu werden.

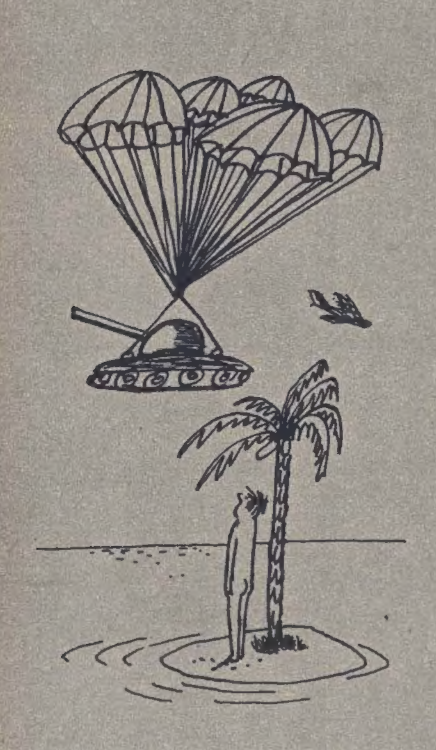
Helga Heine

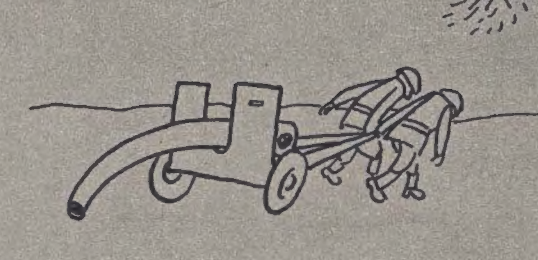
WO GIBT'S DENN SO WAS!

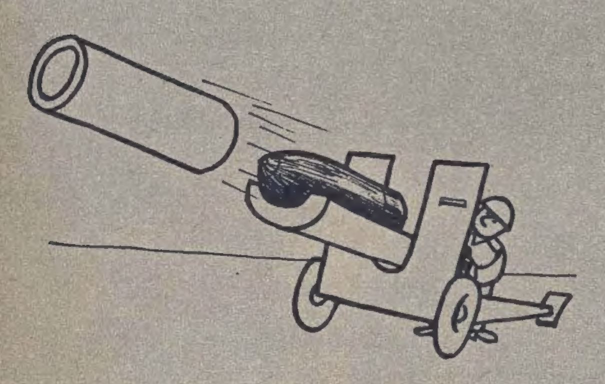
Zeichnungen:
Paul Klimpke













„Tarnung"

Index 31 036

